



Illustrierte  
Frauen-Zeitung.

Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt.

Sechzehnter Jahrgang.

1889.

Unterhaltungsblatt.

Berlin.  
Franz Lipperheide.



# Inhalts-Verzeichniß.

Die Zahlen bedeuten die Seitenzahlen. Die eingeklammerten Zahlen geben die Anzahl der Illustrationen an.

## Romane, Novellen und Skizzen.

- Ira von Pogwisch. Novelle von Hermann Heiberg. 2, 9, 17, 26.  
Goldspuren. Eine Sylvester-Phantasie von Adalbert Meinhardt. 3.  
Hans und Hilda. Eine Kindergeschichte von Georg Bötticher. 13.  
Goldene Thränen. Von E. von Wald-Zedtwitz. 20.  
Meine Bedienung. Novelle von Georg Malkowsky. 28, 39.  
Der goldene Schleier. Skizzenblatt von Elise Polko. 30.  
Der Schatz von Hiddensoe. Eine Rügener Geschichte von Wanda Bartels. 34, 43, 49.  
Unter dem Niagara-Falle. Novelle von Doris Frein von Spätgen. 41.  
Unsterblichkeit. Von H. Willinger. 50.  
Ballfieber. Plauderei von A. Noél. 52.  
Laura. Blüette von Hans Wachenhusen. 54.  
Kapitain Massa. Eine römische Dorfgeschichte von Richard Voß. 57, 66, 73.  
Müssen sie heirathen? Von Julius Weil. 60.  
Wie Frau Nachtigall und ihre Kinder das Singen erlernt haben. Ein Frühlings- und Vogel-Märchen von Joß von Neuß. 70.  
Die wandernde Psyche. Novelle von Paul von Szezepanski. 81.  
Ein Insekttag. Von E. Merk. 89, 97.  
Verzagt und erbeten. Von Botho von Preßentin. 91.  
Selbstherrlich. Studienblatt von Alfred Friedmann. 94.  
Wie einst im Mai. Novelle von Ida von Ed. 99.  
Eine Lustgas-Operation. Novelle von José Baronin Schneider-Arno. 105.  
Poeta laureatus. Von Heinrich Seidel. 107.  
Eine homöopathische Kur. Novelle von E. Biller. 113, 121, 129, 137, 145.  
Die Zwillinge. Ein Familienbild von Frida Schanz. 115.  
Wie man heirathet. Skizze von Philipp Berges. 126.  
Unter'm Regenschirm. Von Robert Falk. 132.  
Klein Edel. Von Marie Giese. 140, 149.  
Weißes Haar. Novelle von Helene Pichler. 153.  
Durch Nacht zum Licht. Novelle von A. Trinius. 161.  
Wie mein Freund Bornemann „schwenngerte.“ Von Heinrich Seidel. 166.  
Glaube und Liebe. Eine Geschichte aus alter Zeit. Von Ernst Wichert. 169, 177, 185.  
Jasina. Ein Märchen von Max von Hochberg. 172, 179.  
Drei Häuser und ein Hof. Von Robert Falk. 181.  
Im Expresß-Buge. Von Olga Wohlbrück. 187.  
Entdeckt. Novelle von D. Duncker. 190, 198.  
Die Feuerprobe. Von Theodor Herzl. 193.  
Gold zieht Blei an. Von Gerhard von Amynor. 201, 209.  
Um ein Stück Brod. Von D. von Oberkamp. 211.  
Anfang und Ende. Novelle von Joß von Neuß. 217.  
Die kleine Maub. Von Robert Falk. 220.  
Wie der Weihnachtskarpfen wieder in die Elbe kam und es dem Fischer selber erzählte. Ein Weihnachtsmärchen von Wanda Bartels. 222.  
Ein Menu. Von Balduin Groller. 223.

## Gedichte.

- Unter der Linde. Von Friedrich Bodenstedt. 143.  
Gedankensplitter. Von Albert Roderich. 156.  
Die Erlöserin. Von Anna Gräfin Bongrácz. 158.  
Aus der Kinderzeit. Von Detlev Freiherrn von Lilien-cron. 171.  
Sorgen. Von Hermann Lingg. 179.  
Einigen Philosophen. Von Albert Roderich. 179.  
Der Gesundbrunnen. Von Mazzatini, deutsch von Kanthip-pus. 187.  
Abschied. Von Ernst Eckstein. 199.

## Biographisches.

- E. von Wald-Zedtwitz. 23.  
Erzherzogin Marie Valerie und Erzherzog Franz Salvator von Oesterreich. 23.

- Prinz Friedrich Leopold von Preußen und Prinzessin Luise Sophie zu Schleswig-Holstein. 31.  
Kronprinz Rudolf von Oesterreich. Von Klaus von Rheden. 36.  
Erbprinz Friedrich von Anhalt und Prinzessin Marie von Baden. 55.  
Kronprinzessin Wilhelmine von Holland. 87.  
Paul von Szezepanski. 95.  
Königin Winne Maria von Bayern. 103.  
Heinrich Seidel. 111.  
Die Kaiserin von Japan. 159.  
Helene Felsing-Pichler. 159.  
Dagobert von Gerhardt (Gerhard von Amynor). 207.  
Hans und Wanda Bartels. 224.

## Reisefskizzen u. dergl.

- Aus dem Pariser Gesellschaftsleben. Von Eugen von Jagow. 6, 79, 103.  
Aus der Petersburger Gesellschaft. 14, 62, 206.  
Aus der Londoner Gesellschaft. 31.  
Wien in Trauer. Von Balduin Groller. 37.  
Im Heim des Grafen Moltke. Von Fedor von Köppen. 46.  
Aus der Berliner Gesellschaft. 46.  
Die Italiener in ihrer Heimath. Von Helen Zimmern. 54.  
Aus dem spanischen High life. Von Ernst Barl. 70.  
Aus dem Frühjahrsleben Konstantinopels. Von Gottfried Albert. 86.  
Aus der Saison in Nizza von Graf Gardenia. 95.  
Aus der Wiener Gesellschaft. 110.  
Die Festtage in Dresden. Von Claire von Glümer. 127.  
Kissingen Badebrief. Von G. Meinede. 135.  
Aus der Saison in Wiesbaden. Von Constanze Baronesse von Gaudy. 143.  
Pariser Weltausstellungs-Geplauder. Von Eugen von Jagow. 159.  
Tirols Edelstein. Von Lilly Willigerod. 196.  
Eine Villeggiatura im Herzen Rußlands. Von Clarissa Lohde. 211.

## Natur und Kunst, Altes und Neues.

- Kaiserin Augusta als Chef ihres Regiments. Von Fedor von Köppen. 13.  
Sprichwörter und Volks-Charaktere. Von Ottomar Beta. 14.  
Die Whist-Partie. Von Hanns von Spielberg. 16.  
Das neuzeitliche Volkereiwesen in den Großstädten. Von Dr. Paul Niemeyer. 19.  
Faschingsgeplauder. Von Hasso Harden. 22.  
Altgriechische Portraits. Von Emil Fendler. 38.  
Erziehen und Verziehen. Eine Strafpredigt für Eltern von P. G. Heims. 43.  
Sekt! Eine Plauderei von Hanns von Spielberg. 48.  
Grillparzer's Frauengestalten. Literarische Plauderei von Conrad Alberti. 59, 68.  
Die Pflege der Hände. Von Dr. med. Fr. Dornbläth. 62.  
Zum Osterfeste. Von Marie von Olfers. 64.  
Marie Antoinette. Eine Säcular-Erinnerung von Bernhard Rogge. 67, 76.  
Tiroler Bauernspiken. 71.  
Bei mir! Von Elisabeth Kaselowsky. 72.  
Liebhabereien. Von Emil Peschkau. 79.  
Der erste Theaterzettel der Räuber. Von Dr. Rudolph Genée. 84.  
Zur Erziehungsfrage. Von J. von Brun-Barnow. 86.  
Die deutsch-nationale Bedeutung der Wagner-Festspiele in Bayreuth. Von Georg Winter. 91.  
In alten Welfenschlössern. Skizzen von G. Vely. I. 100. II. 164.  
Die Frau im serbischen Volksleben. Eine Studie von Ernst von Dombrowsky. 102, 108.  
Die Königin der Blumen. Eine Rosen-Plauderei von Theodor Wolff. 116.  
Cronberg, das neue Heim der Kaiserin Friedrich. Von Bernhard Ohrenberg. 123.  
Où est la femme? Plauderei von Gregor Samarow. 124.  
Wie die Sphinx entstand. Von Adolf Brennecke. 131.

- Eine Sommernacht auf einem russischen Kaiserichlosse. Von Fr. Wilh. Groß. 134, 142.  
Aphorismen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. 139.  
Mehr Weib als die Anderen. Von Hans Wachenhusen. 147.  
Allerlei Schuhwerk. Von Klaus von Rheden. 148.  
Vom grünen Rasen. Von Paul Lindenberg. 157.  
Gastrecht und Gastlichkeit. Von P. G. Heims. 158.  
Literarische Plaudereien: Deutsche Literatur. Von Wilhelm Bölsche. 166.  
Zur Kosmetik der Römer. Von Friedrich von Hellwald. 172.  
Unsere kleinen, aber mächtigen Feinde. 174.  
Aus Maria Stuart's letzten Tagen. Von Eufemia von Adlersfeld. 180.  
Richard Wagner im Faubourg St. Germain. Von Graf Gardenia. 183.  
Sport und Spiel: Das Bogenschießen. 183.  
Die Gigerl. Von August von Heyden. 188.  
Womit sollen unsere Kinder spielen? Von Margareta Henke. 190.  
Spanisch. Von Hans Wachenhusen. 203.  
Ein- und Ausfälle. Von Emil Peschkau. 203.  
Gott Amor bei den Arapahoe-Indianern. Von Fr. J. Pa-jeken. 204.  
Die literarische Bewegung in Italien. Von Siegfried Samojch. 205.  
Die Schwarzen und ihre Frauen. Von Frieda von Bülow. 212.  
Unser Weihnachtsbaum. Von Hanns von Spielberg. 220.

## Kunstgewerbliches.

- Spanische Wände und Ofenschirme. Von M. Haushofer. 7.  
Neue Blumenstickereien. Von Julius Lessing. 15.  
Smyrna-Technik. Von E. Zechner. 23.  
Sitte und Kunstgewerbe. Von Max Haushofer. 40.  
Eine neue Stickerei-Ausstellung im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. Von Julius Lessing. 47.  
Bosnische Schmuckstücke. Von Julius Lessing. 64.  
Der Herrenschrank. Von Julius Lessing. 87.  
Die Blumen im Kunstgewerbe. Von Jakob Stockbauer. 95.  
Ueber die modernen Nachbildungen alter Kunst-Gegenstände. Von Jakob Stockbauer. 118.  
Ein neues Malmittel. Von H. Lehnert. 136.  
Moderne Gobelins. Von A. Fabst. I. 144, II. 167.  
Von der Hamburger Kunstgewerbe-Ausstellung. Von A. Klapp. 151.  
Ueber Email-Malerei. Von Emmy Luthmer. 176.  
Altnorwegische Teppichmuster. Von Julius Lessing. 192.  
Bemalte Möbel. Von Julius Lessing. 200.

## Verschiedenes.

- Lotterie-Schweftern. 6.  
Ersehnte Nachricht. 6.  
An schön' Grusaß. 15.  
Dem Leben wiedergehenkt. 15.  
Holländische Fischerin. 23.  
Abendstimmung. 31.  
Die Novize. 31.  
In Erwartung. 46.  
Das Leichenbegängniß des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich. 46.  
Plaudertäschchen. 55.  
Alter schützt vor Thorheit nicht. 63.  
Der erste Reiterfuch. 63.  
Auf der Heimkehr von Jerusalem. 71.  
Der Kampf mit dem Drachen. 80.  
Edelweiß. 80.  
Lustiges Reiten. 87.  
Malkäfer. 95.  
Das Morgentied. 95.  
Im richtigen Moment. 103.  
Studentkopf. 103.  
Wohin? 111.  
Offiziere Napoleon I., von Damen der italienischen Aristokratie bewirthet. 111.  
Kofentage. 118.



Der Krautjunker. 127.  
 Ponte di Vigo zu Chioggia. 127.  
 Graf Molke in Endowa. 135.  
 In der Dorfkirche. 135.  
 Wiener Bäckerinnen. 143.  
 N' liab's Dirndl. 150.  
 Das Silhouetten-Album. 150.  
 Das Einfädeln. 168.  
 Die letzten Rosen. 175.  
 Die Ueberraschung. 175.  
 Das Walthers-Denkmal in Bozen. 183.  
 Die Hungerigen. 191.  
 Nur immer vorsichtig. 199.  
 Einkehr. 199.  
 Bei der Vogelhändlerin. 207.  
 Adagio consolante. 207.  
 Unschuld. 214.  
 Es will Abend werden. 214.  
 Samariterdienst im Walde. 214.  
 Am Weihnachtsmorgen. 223.  
 Futterplatz für Vögel. 224.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 233.—244. Blatt.  
 Beiblatt zu Nummer 2, 8, 12, 16, 19, 22, 25, 30, 40, 45, 47, 51.  
 Literarisches. Beiblatt zu Nummer 15, 17, 18, 19, 24, 47,  
 48, 50, 51, 52.  
 Muster altitalienischer Leinenstickerei. 87.

### Aus der Frauenwelt.

Kurze Notizen aus dem Leben der Frauen in allen Haupt-  
 städten der Welt. 7.  
 Beiblatt zu Nummer 3, 5, 7, 8, 11, 12, 13, 15, 16, 17, 18,  
 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 28, 29, 31, 35, 37, 39, 40,  
 41, 43, 44, 45, 46, 47, 48.

### Die Mode.

Notizen über Neuigkeiten auf dem Gebiete der Mode. Beiblatt  
 zu Nummer 5, 7, 8, 9, 11, 12, 13, 15, 16, 17, 18, 19, 20,  
 21, 22, 23, 24, 25, 26, 28, 29, 31, 33, 35, 37, 39, 40, 41,  
 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52.  
 Ferner auf dem Umschlage zu Heft 1.  
 Berliner Gesellschafts-Toiletten. 8.  
 Pariser Moden. Von A. von Klinkowström. Beiblatt zu  
 Nummer 3.  
 Neue Moden. 119.  
 Die Brautschleppe der Prinzessin Friedrich Leopold. Beiblatt  
 zu Nummer 29.

### Neue Handarbeiten.

8.  
 Beiblatt zu Nummer 3, 5, 7, 9, 13, 15, 16, 18, 19, 20, 22,  
 23, 25, 26, 28, 29, 31, 35, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 47,  
 48, 49, 51.  
 Zur Brandmalerei. Beiblatt zu Nummer 33.  
 Das Vorbild zur Brautschleppe der Prinzessin Sophie von  
 Preußen. Beiblatt zu Nummer 44.  
 Stopfarbeiten mit der Nähmaschine. Beiblatt zu Nummer 47.  
 Für den Weihnachts-Tisch. Beiblatt zu Nummer 50.  
 Für den Christbaum. Beiblatt zu Nummer 51.

### Wirthschaftliches. für's Haus.

Speisezetteln für die Kaiserliche Tafel im Schlosse zu Berlin,  
 am Neujahrs-Tage 1889. 24.  
 Eine „Milchkeise“. 40.  
 Jugendliehe Gesellschaften. 40.  
 Tafel-Arrangements. 56.  
 Frühlings-Gerichte. 63.  
 Frühlings-Bowlen. 80.  
 Speisenfolge bei einem Hochzeits-Mahle. 88.  
 Vor der Sommer-Reise. 95.  
 Pflanzen als Luftverbesserer. Von Dr. G. Holle. 104.  
 Standlampen. 104.  
 Neue Papiere. 111.  
 Reise-Albums. Von M. Kossack. 118.  
 Ueber Federziehzucht. 128.  
 Bechamel. 128.  
 Mittagessen im Sommer. 135.  
 Orgeade. Von Antonie Czirn von Terpiß. 135.  
 Große Wäsche. 143.  
 Eine Kaffee-Blauderei. Von A. von Klinkowström. 151.  
 Bielliebchen. Von Tony Pauly. 151.  
 Es kommt von den Zähnen. 159.  
 Fächerstudien. Von Anna Löhn-Siegel. 175.  
 Auktern. Von Hanns von Spielberg. 183.  
 Das Corset. Von Dr. Fr. Dornblüth. 192.  
 Der Arm und sein Schmuck. Von H. Dehmke. 199.  
 Ein neuer Arbeitstisch für Kinder. 199.  
 Allerlei über Lampenschirme. Von A. von Klinkowström. 208.  
 Ungefißt. Von Tony Pauly. 215.  
 Marzipan. 215.  
 Vom Märchenerzählen. Von Amalie Baish. 224.

### Recepte.

Aspic von Sardinen und Ca-  
 viar. 88.  
 Bohnen, Französisch. 135.  
 Brod von Aprikosen und Man-  
 deln. 135.  
 Bröckchen, Belegte. 40.  
 Cheese toasts. 24.  
 Dumas-Salat. 63.  
 Eier, Verlorene, mit Parme-  
 jan. 63.  
 Eier, Verlorene, nach Pro-  
 vancer Art. 63.  
 Eier, Verlorene, mit Remou-  
 laden-Sauce und Salat. 63.  
 Eispeise. 40.  
 Fisch-Budding. 40.  
 Forellenschleie. 135.  
 Heringe, Frische, mit Tomaten-  
 Sauce. 63.  
 Kalbsmilch und Hirn in Mu-  
 scheln. 135.  
 Käseschnitte. 24.  
 Kästchen mit Parmesan-Auf-  
 lauf. 24.  
 Kohl-Salat, Belgischer. 63.  
 Königsbrunnen, Polnischer. 8.  
 Krebssuppe. 135.  
 Kuchen Genuesser. 24.  
 Lammbraten mit Soubise-  
 Sauce. 88.  
 Omelette als Zwischenspeise.  
 63.  
 Punsch Feiner Holländischer.  
 8.  
 Punsch, Kalter. 8.  
 Rehschnitte mit Kastanienmuß.  
 24.  
 Sauerampfer-Suppe. 63.  
 Soubise-Sauce. 88.  
 Steinbutt au flämische Art.  
 88.  
 Waldschneepfen. 88.

### Gärtnerei.

Einige Regeln über das Begießen. 112.  
 Etwas von der Tuberoze. Von J. Trojan. 152.  
 Zum Herbststrauch. Von J. Trojan. 175.  
 Die Topf-Obstbaumzucht. Von A. von Drahten. 216.

	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Alpenpflanzen. . . . .	88.	
Ampelpflanzen. . . . .	XV. 160.	32.
Asclepias. . . . .	55.	88.
Beschneiden der Johannisbeer- und Stachelbeersträucher. . . . .	55.	88.
Beschneiden der Hiessträucher. . . . .	63.	112.
Blattläuse. . . . .	63.	119.
Cactus. . . . .	63.	119.
Calla. . . . .	88.	135.
Camelien. . . . .	XV. 41. Beiblatt.	8.
Edelweiß. . . . .	32.	63.
Einfassungs-Pflanzen. . . . .	63.	119.
Erdbeer-Beete. . . . .	119.	
Frühjahrs-Fröste, Schutz gegen. . . . .	63.	
Glorien. . . . .	128.	
Gummibäume, Stecklinge von. . . . .	32.	55.
Horrensen, Blaue. . . . .	XV. 136.	8.
Hyacinthen auf Wasser. . . . .	XV. 160.	192.
Kannenträger. . . . .	8.	32.
Kardus. . . . .	32.	55.
Kürbiszucht. . . . .	88.	119.
Lilien, Weiße. . . . .	112.	
Lilium auratum. . . . .	XV. 160.	32.
Mode-Blumen, Neue. . . . .	135.	
Myrten. . . . .	128.	192.
Nelken, Aufplätzen der. . . . .	88.	136.
Oleander, Stecklinge von. . . . .	119.	
Orangenbäume. . . . .	32.	63.
Orchideen. . . . .	XV. 41. Beiblatt.	63.
Pflanzen für dunkle Plätze. . . . .	55.	96.
Ricinus. . . . .	128.	
Rosen, Ehtmachen der. . . . .	112.	
Tuberosen. . . . .	112.	136.
Werpflanzen. . . . .	55.	96.
Weintrauben, Frühe. . . . .	8.	32.
Weintrauben, Schutz für. . . . .	119.	

### Rathschläge.

Korb zum Pflücken von Blumen und Obst. 128.  
 Mücken-Lampe. 128.  
 Universal-Gartengeräth. 128.

### Briefmappe.

	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Abfärben von Sammet. . . . .	88.	
Ameisen. . . . .	136.	160.
Austreichen von Messing-Schlüs- fern. . . . .	104.	
Antiphon. . . . .	32.	
Apfelkraut. . . . .	168.	
Atlas- und Seidenbänder zu waschen. . . . .	32.	47.
Beize, Braune, für Holz-Gege- stände. . . . .	160.	192, 199.
Billard-Tisch. . . . .	136.	176.
Blech-Gefäße. . . . .	80.	96.
Blumen, Getrocknete. . . . .	104.	128.
Blumen-Uhr. . . . .	184.	
Brunnenwasser, Salpeterhaltiges. . . . .	96.	112.
Cigarren-Bändchen. . . . .	96.	
Decken aus gepuppter Seide. . . . .	40.	

	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Dextrin. . . . .	176.	
Dobosch-Torte. . . . .	56.	72.
Eau de Cologne. . . . .	176.	216.
Eichenholz-Parkett. . . . .	64.	
Eisenflecke. . . . .	136.	144, 152.
Eisvogel-Garnitur. . . . .	199.	207.
Erziehungs-Anstalt. . . . .	176, 192.	224.
Farbengeruch bunter Kattun- Gardinen. . . . .	XV. 160.	24.
Fettflecke in Parkett-Böden. . . . .	176.	199.
Flecke auf Kupfer. . . . .	216.	224.
Fleisch, Behandlung von. . . . .	112.	119, 128.
Fliegen. . . . .	119.	128.
Früchte, Eingemachte. . . . .	16.	24.
Fruchtsäfte, Conservirung von. . . . .	112.	119.
Gardinen crème zu färben. . . . .	47.	56, 64.
Gardinenfalten. . . . .	176.	
Garnitur, crème-seidene zu reinigen. . . . .	88.	
Gegenstände, Im Dunkeln leuch- tende. . . . .	207.	
Gefinde-Belohnung. . . . .	192.	207.
Gips-Figuren. . . . .	96.	104, 112.
Glab-Handschuhe. . . . .	199.	207.
Goldfische. . . . .	184.	199.
Grüne Seite. . . . .	72.	88.
Gurkenwasser. . . . .	136.	
Haare, Kräuseln der. . . . .	119.	152.
Häfel-Muster. . . . .	144.	
Heidelbeer-Wein. . . . .	64.	80.
Holzwerks-Vorlagen. . . . .	192.	216.
Holzurm, Mittel gegen den. . . . .	XV. 216.	32.
Honig. . . . .	119.	152.
Irish stew. . . . .	152.	168.
Karde. . . . .	80.	96.
Kibitzer. . . . .	XV. 160.	32.
Kohlen der Dichte zu ver- hindern. . . . .	40.	56, 64.
Korken, Verwendung von. . . . .	40.	64.
Kürbis-Marmelade. . . . .	152.	168.
Landschafts-Malerei, Unterricht in der. . . . .	136.	160.
Leinen-Vorhänge, Altdeutsche. . . . .	152.	168.
Leinöl-Flecke. . . . .	216.	224.
Miesmuscheln. . . . .	XV. 160.	8.
Muskelkrampf. . . . .	112.	119.
Obst- und Schimmel-Flecke. . . . .	16.	32.
Petroleum-Stöcke. . . . .	128.	160.
Pfauenfedern. . . . .	64.	88.
Portieren aus Cigarrenbändchen. . . . .	47.	56, 64, 136.
Porzellan-Teller. . . . .	XV. 224.	56.
Potted meat. . . . .	40.	56.
Pumpernickel, Weizfälicher. . . . .	XV. 224.	47.
Rococo-Stoffe. . . . .	136.	152.
Rost-Flecke auf Nickel. . . . .	160.	184.
Salicyl. . . . .	152.	176.
Salon-Fächer. . . . .	16.	47.
Sauerfohl, Magdeburger. . . . .	152.	
Schinken, Geräucherten, milder zu machen. . . . .	8.	
Schinken, Prager. . . . .	216.	
Schnecken. . . . .	119.	136.
Schuhsohlen. . . . .	207.	
Seidenbau. . . . .	216.	
Spargel und Blumenkohl einzu- machen. . . . .	XV. 88.	88.
Spitzen, Schwarze, glänzend zu machen. . . . .	40.	56.
Sprüche für Tischläufer und Theetücher. . . . .	88.	96, 112.
Stichrahmen. . . . .	176.	
Stoffflecke. . . . .	184.	199.
Straußfedern, Weiße. . . . .	160.	184.
Strümpfe. . . . .	168.	199.
Stücktrommeln. . . . .	119.	
Sultan-Brod, Türkisches. . . . .	119.	152.
Teppichfalten. . . . .	199.	207.
Tintenflecke. . . . .	207.	
Toiletten-Schwämme. . . . .	96.	112.
Vanille-Crème. . . . .	88.	176.
Wäsche. . . . .	72.	
Wäsche-Mangeln. . . . .	XV. 160.	8.
Wäsche-Rollen. . . . .	56.	64.
Windbeutel. . . . .	144.	168.
Wohnsitz. . . . .	24.	
Zander. . . . .	168.	

### Rathschläge.

Al in Gelée. 47.  
 Ananas-Gelée. 160.  
 Apfel in Gelée. 47.  
 Apfel-Ingwer. 160.  
 Aprikosen-Marmelade. 104.  
 Aprikosen-Paste. 136.



Birnen in Eßig. 152.  
 Birnen in Zucker. 152.  
 Brandade de morue. 207.  
 Croquetten von Fisch. 160.  
 Einmachzeit, zur. 160.  
 Esdragon-Eßig. 184.  
 Eßig-Öl. 184.  
 Fricassée. 96.  
 Ingwer, falscher. 136.  
 Johannisbeer-Gelée, Rothes. 104.  
 Kartoffel, Die. 184.  
 Messing zu putzen. 16.  
 Paille au Parmesan. 16.  
 Paraffin als Waschmittel. 119.  
 Pflaumen roh einzumachen. 136.  
 Pudding von kaltem Kalbsbraten. 32.  
 Punsch à la Demidoff. 216.  
 Punsch, Schwedischer. 207.  
 Rhubarber. 96.  
 Rosen-Bowle. 216.  
 Sandfuchsen. 16.  
 Wäsche, Wohlriechende. 104.  
 Wildpret. 207.

### Redactions-Post.

Beiblatt zu Nummer 29, 31, 33, 35, 37, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 51, 52.

## Illustrationen.

### Portraits.

Erzherzog Franz Salvator von Oesterreich. 20.  
 Erzherzogin Marie Valerie von Oesterreich. 20.  
 E. von Wald-Jedwitz. 23.  
 Prinz Friedrich Leopold von Preußen. 32.  
 Prinzessin Luise Sophie von Schleswig-Holstein. 32.  
 Kronprinz Rudolf von Oesterreich. 33.  
 Erbprinz Friedrich von Anhalt. 52.  
 Prinzessin Marie von Baden. 52.  
 Kronprinzessin Wilhelmine von Holland. 81.  
 Paul von Szegedinski. 96.  
 Königin-Witwe Maria von Bayern. 104.  
 Heinrich Seidel. 108.  
 Haru-ko, Kaiserin von Japan. 153.  
 Helene Felsing-Pichler. 156.  
 Gerhard von Amnator. 208.  
 Hans Bartels. 224.  
 Wanda Bartels. 224.

### Aus der Gegenwart.

Die Mollerei „Victoria-Park“ zu Berlin. Von H. Wagner. 17.  
 Leichenbegängniß des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich. Von W. Gause. 44.  
 Schloß Cronberg. Von Th. von Edenbrecher. 124.  
 Feldmarschall Graf Moltke in Endowa. 129.  
 Am Sattelplatz. Von M. Ledeli. 156.  
 Der Sieger. Von M. Ledeli. 157.  
 Gentleman und Jockey. Von M. Ledeli. 160.

### Religiöses.

Auf der Heimkehr von Jerusalem. Von Ferdinand Graf Harrach. 69.

### Land und Leute.

Ponte di Vigo zu Chioggia. Von Hans Herrmann. 125.  
 Wiener Wäscherinnen. Von W. Gause. 141.  
 Schloß Trautmannsdorff. Von Th. von Edenbrecher. 196.

### Geschichtliches.

Vier Portraits und ein Ohrgehänge aus der Grafischen Sammlung „Antiker Portraits aus Hellenistischer Zeit“. 36, 37.  
 Marie Antoinette und ihre Kinder. 65.  
 Der Temple zu Paris, im Jahre 1795. 76.  
 Seidener Strumpf der Königin Marie Antoinette. 76.

Medaillon der Königin Marie Antoinette. 76.  
 Facsimile des Theaterzettels zur ersten Aufführung der Räuber, am 13. Januar 1782. 84.  
 Das königliche Schloß zu Hannover. Von Th. von Edenbrecher. 97.  
 Allerlei Schuhwerk. 148 (11).  
 Das Geburtshaus der Königin Luise von Preußen im Parke zu Herrenhausen bei Hannover. Von Th. von Edenbrecher. 161.  
 Schloß Herrenhausen bei Hannover. Von Th. von Edenbrecher. 164.  
 Die große Fontaine im Parke von Herrenhausen. Von Th. von Edenbrecher. 168.  
 Maria Stuart. Das sogenannte Blairs-Portrait. Von Amhas Camwood. 177.  
 Maria Stuart vor ihrer Vermählung. Von François Clouet. 181.  
 Maria Stuart. La reine blanche. Von François Clouet. 181.  
 Die Gigerl. 15 Abbildungen von A. von Heyden, P. Lychdorff und nach alten Stichen. 188, 189.

### Genre-Bilder.

Lotterie-Schwester. Von Josef Gifela. 1.  
 Erschute Nachricht. Von W. von Czachorski. 5.  
 An schön' Grub. Von Gustav Zipper. 9.  
 Dem Leben wiedergekehrt. Von Max Schneidt. 12.  
 Holländische Fischerin. Von Marie Weber. 21.  
 Abendstimmung. Von A. Holmberg. 25.  
 Die Novize. Von Scipio Bannutelli. 29.  
 In Erwartung. Von Emma von Müller. 41.  
 Blandertäschen. Von J. Kleinmichel. 53.  
 Alter schützt vor Thorheit nicht. Von J. Kauffmann. 57.  
 Der erste Reiterkampf. Von L. Scaffai. 61.  
 Der Kampf mit dem Drachen. Von E. Reichert. 73.  
 Edelweiß. Von R. Wagner. 77.  
 Lustiges Reiten. Von Wilhelm Diez. 85.  
 Maikäfer. Von G. Schachinger. 89.  
 Das Morgenlied. Von Adolph Schlabig. 93.  
 Im richtigen Moment. Von A. Schram. 100.  
 Studentkopf. Von E. Haanen. 101.  
 Wohin? Von E. Mod. 105.  
 Offiziere Napoleon I., von Damen der italienischen Aristokratie bewirthet. Von L. Alvarez. 109.  
 Rosentage. Von L. Schröder. 117.  
 Der Kranzträger. Von E. Strecker. 121.  
 In der Dorfkirche. Von J. Molitor. 133.  
 A' liab's Dirndl. Von Paul Felgentreff. 145.  
 Das Einfädeln. Von Lucia van Gelder. 165.  
 Die letzten Rosen. Von M. Nonnenbruch. 168.  
 Die Ueberrückung. Von G. Chierici. 173.  
 Die Hungrigen. Von Heinrich Rettig. 185.  
 Nur immer vorsichtig. Von Adolph Schlabig. 193.  
 Bei der Vogelhändlerin. Von Anton Müller. 201.  
 Adagio consolante. Von G. von Höflin. 204, 205.  
 Unschuld. Von E. Mod. 209.  
 Es will Abend werden. Von Paul Schad. 213.  
 Am Weihnachtsmorgen. Von E. Mod. 217.  
 Einkauf des Weihnachtskarpfens. Von Hans Bartels. 221.

### Verschiedenes.

Text-Illustrationen zu:  
 Goldspuren. Von D. Gerlach. 3, 4 (3).  
 Der Schatz von Hiddensee. Von Hans Bartels. 34, 35 (3), 45 (1), 49 (2).  
 Grillparzers Frauen-Gestalten. 60 (2), 68 (2).  
 Zum Osterfeste. Von Marie von Olfers. 64 (9).  
 Verfaßt und erbeten. Von R. Knödel. 92.  
 Die Zwillinge. Von A. Mandl. 113 (1), 115 (1), 116 (1).  
 Wie die Sphinx entstand. Von D. Gerlach. 132.  
 Klein Ederl. Von Carl Ridelt. 137 (1), 138 (1), 149 (2).  
 Jasmina. Von A. von Wahl. 172 (3), 179 (1), 180 (1).  
 Wie der Weihnachtskarpfen in die Elbe kam. Von E. Becker. 220 (2).  
 Faschings-Kostüme. 22.  
 Die Geige des Tiefenbruder. 31.  
 Sekt. Von Agnes Stamer. 48.  
 Zwei Silhouetten. 152.  
 Sport und Spiel: Bogenschießen. 183 (6), 184 (1).  
 Samariter-Dienst im Walde. Von W. Jehme. 216.

Zierstücke von C. Schöbel. 128, 168, 187.  
 Biquetten von A. von Wahl. 136, 152, 203, 212.  
 Biquette von A. von Heyden. 160.

### Kunstgewerbliches.

Armband. 215.  
 Armbügel. 24.  
 Blumenstickerei. 16.  
 Bosnische Schmuckstücke. 64.  
 Brosche. 215.  
 Bücherschrank. 72.  
 Collier. 215.  
 Email-Malereien. 176 (7).  
 Eßtisch, Hamburger. 72.  
 Etagere. 72.  
 Feuergeräth-Garnitur. 24.  
 Gobelins. 144 (3), 167 (3).  
 Hängelampen. 74.  
 Herrenschrank. 88.  
 Malmittel, Ein neues. 136 (4).  
 Marquis-Ring. 215.  
 Polsterstuhl, Tischchen und Tabouret. 72.  
 Reflector für Petroleum. 40.  
 Salon-Spiegel. 40.  
 Silberschrank. 40.  
 Spinnwaden und Spindel. 24.  
 Teppichmuster, Altnorwegische. 192 (2).  
 Toilette. 72.  
 Weinkühler. 7.

### Die Mode.

Berliner Gesellschafts-Toiletten. 7.  
 Sommermoden. 120.  
 Im Beiblatt zu Nummer 3 (14), 5 (6), 7 (5), 8 (6), 9 (4), 11 (10), 12 (5), 13 (6), 15 (2), 16 (4), 17 (5), 18 (3), 19 (4), 20 (6), 21 (7), 22 (1), 23 (9), 24 (3), 25 (5), 26 (6), 28 (11), 29 (3), 31 (6), 33 (2), 35 (9), 37 (6), 39 (11), 40 (4), 41 (3), 42 (6), 43 (12), 45 (7), 46 (3), 47 (6), 48 (6), 49 (3), 50 (4), 51 (5), 52 (5).

### Handarbeiten.

8 (1).  
 Im Beiblatt zu Nummer 3 (1), 5 (4), 7 (1), 9 (3), 13 (1), 15 (2), 16 (2), 18 (3), 19 (2), 20 (7), 22 (3), 23 (2), 25 (5), 26 (2), 28 (3), 29 (1), 31 (5), 33 (5), 35 (6), 39 (2), 40 (2), 41 (5), 42 (4), 43 (4), 44 (3), 45 (1), 47 (7), 48 (4), 49 (3), 50 (19), 51 (7), 52 (7).  
 Tiroler Bauernspigen. 71 (4).

### Wirthschaftliches. für's Haus.

Tafel-Arrangements. 56 (10).  
 Spirituslöcher. 22.  
 Riechfläschchen. 104.  
 Lampe mit farbigem Papierschirm. 104.  
 Standlampe aus cuivre poli. 104.  
 Neue Briefpapiere. 112.  
 Lampenschirme. 208 (7).

### Gärtnerei.

Gießkanne. 112.  
 Gartensprei. 112.  
 Korb zum Obstpflücken. 128.  
 Mäden-Lampe. 128.  
 Universal-Gartengeräth. 128.

### Blätter für Kostümkunde. Neue Folge.

233. Blatt. Polnischer Bauer in Wintertracht. Von Ludwig Burger. Beiblatt zu Nr. 2.  
 234. Blatt. Polnischer Bauernbursche in Festtracht. Von Ludwig Burger. Beiblatt zu Nr. 8.  
 235. Blatt. Drei Coiffuren und Tracht eines eleganten Parisers. Um 1785. Beiblatt zu Nr. 12.  
 236. Blatt. Pariserin. Um 1785. Beiblatt zu Nr. 17.  
 237. Blatt. Bauer aus Dülkingen bei Tübingen. Von Carl Ridelt. Beiblatt zu Nr. 19.  
 238. Blatt. Hofbeamter eines geistlichen Würdenträgers. Um 1750. Beiblatt zu Nr. 22.  
 239. Blatt. Straßburgerin. Um 1600. Beiblatt zu Nr. 25.  
 240. Blatt. Bäuerin aus Dülkingen bei Tübingen. Von Carl Ridelt. Beiblatt zu Nr. 30.  
 241. Blatt. Polnischer Bauer mit seinem Sohne, in Sommertracht. Von Ludwig Burger. Beiblatt zu Nr. 40.  
 242. Blatt. Polnisches Bauernmädchen in Festtracht. Von Ludwig Burger. Beiblatt zu Nr. 45.  
 243. Blatt. Bäuerin aus dem Unter-Elsaß. Von H. Jffel. Beiblatt zu Nr. 47.  
 244. Blatt. Italienischer Jüngling. 1340. Von A. von Heyden. Beiblatt zu Nr. 51.



# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 2.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 6. Januar 1889.

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.



Lotterie-Schwester. Von Josef Gifela. — Siehe Seite 6.  
Das Original ist im Besitze des Kunsthändlers F. Schwarz in Wien.

Ayuntamiento de Madrid



Nachdruck verboten.

## Isa von Pogwisch.

Novelle von Hermann Heiberg.

Wenn man vor Zeiten über den Marktplatz des nordischen Städtchens Husum schritt, führte der Weg geradeaus gen Süden in die sogenannte „Alte Straße“. Sie war auch sehr alt. Man sah fast nur Häuser mit hohen, alterthümlich zugespitzten Giebeln, und manche neigten ihr durch die Jahrhunderte gebeugtes, fensterreiches Haupt so weit vornüber, daß schon der Gedanke beängstigte, dort hinaufzusteigen und aus den lufentartigen Öffnungen hinauszuschauen. Aber sie standen doch fest. Mächtige Strebebalken von Eichenholz stützten die Dächer und schwere, dicke Grundmauern, wie sie heute kein Baumeister mehr auführt, bildeten in ihrem starken Gefüge ein festes, der Zeit trotzendes Fundament.

Jedes Gebäude hatte einen tiefen, geräumigen Flur, und jedes einen gewölbten, großen Keller. Aber einige zeichneten sich nicht nur durch ihren alterthümlichen Baustil an sich aus, sondern entzückten auch durch künstlerische Einzelheiten das Auge.

Es galt das besonders von dem sogenannten „Kleinen Rathshof“. Ein hoher, schmaler Unterbau mit willkürlich vertheilten, in bogenförmigen Ausschnitten eingelassenen, weit späteren Bedürfnissen angepaßten Fenstern, trug einen zierlichen Giebel mit Sprüchen. Einige Fenster waren fast verdeckt durch die Blätter und Blüthen hoch sich emporrichtender Rosenstöcke; andere zeigten kleine, erblindete, bei Sonnenschein in Regenbogen-Farben schimmernde Scheiben, und nur zur Linken am Eingange blühte das Glas moderner Fenster in durchsichtiger Sauberkeit.

Zur Linken im Hause befand sich die lange, schmale Wirthsstube mit vielen überaus bequemen Ecken und Winkeln und alten, aber wohl erhaltenen, blank schimmernden Tischen und Stühlen.

Hier fanden sich Mittags die angesehenen Bürger der Stadt ein und tranken Braumbier aus zinnernen Krügen und rauchten ihre Pfeifen.

Überall an den kalkweißen Wänden sah man alterthümliche Gegenstände. Jeder war so schön, daß er nicht nur ein Künstlerauge fesseln mußte. Aber besonders anziehend wirkte die Schenkstisch-Ecke, zur Linken im Flur-Eingange, mit dem alten Eichenstisch, Tässen, bemalten Gläsern, Humpen, messingnen Leuchtern und kupfernen Trichtern. Hier wirthschaftete das Mädchen, das die Gäste bediente, und sehr oft am Tage stieß sie den Zapfen in ein Faß und ließ das kühle Bier in die steinernen oder zinnernen Krüge laufen.

Am Ende des schmalen Hauses, in einem Anbau, befand sich ein großes, sauber gehaltenes Gemach mit Ofen, alten Schränken und Truhen, und endlich hinter diesem ein weitläufiger Raum, der vier hell getünchte Wände zeigte und dessen Fußboden mit rothen Backsteinen abköpfig gepflastert war. Hier war die Brauerei, und allezeit wehte dort eine kalte, feuchte Luft und roch es würzig nach Malz. Riesige Kübel und umgestülpte Tonnen standen umher. Eine Pumpe mit glatglänzendem eisernen Schwengel erhob sich zur Rechten, und durch die hellen Scheiben schaute man auf den Hof, auf dem breite, offene Bierwagen standen, häufig ein ruhebedürftiger Hund schlief und fast allezeit gackernde Hühner mit dem steif einhererschreitenden Hahn nach Futter suchten.

Alter, Sauberkeit und Ordnung wirkten zusammen, um Allem im Hause ein überaus anziehendes Gepräge zu verleihen. Diejenigen aber, die einen besonders poetischen Sinn hatten, setzten sich im Sommer oder bei schöner Jahreszeit draußen neben der Thür auf einen, zwischen figurenreichen Sandstein-Postamenten angebrachten steinernen Ruheplatz, bewunderten die Anmuth einer wilden weißen Rose, die den Sockel einer das Postament zierenden Ritter-Statue mit ihren duftigen Blumen und krautvollen Blättern umrankte, und tranken hier das erfrischende Braumbier.

Das Häuschen gehörte dem Brauer Hennig Karsholm, der spät geheirathet hatte und eine einzige Tochter besaß, die Inge hieß. Die nicht mehr ganz junge, fast taube Frau ging den ganzen Tag still arbeitend und schaffend im Hause umher, bediente mit einer Mamsell die Gäste, sah nach der Küche, hielt das übrige weibliche Gefinde an und schaltete in der Brauerei, wenn Hennig über Land gefahren war. Er stand früh Morgens um fünf Uhr auf, besorgte seine Arbeit und zeigte sich nur kurze Zeit Mittags und regelmäßig Abends den Gästen. Immer war er thätig, und nur Mittwochs Nachmittags ging er im Sommer zum Regeln draußen in's Deichwirthshaus.

Er bediente die Kundschaft nie, er begegnete ihr mit der freundlich gelassenen Miene eines Mannes, der ein gastfreies Haus öffnet, der, ohne viel Beiwerk im Wesen, es seinen Freunden bequem und behaglich zu machen

wünscht und die Ehre des Erscheinens eben so sehr auf ihrer als auf seiner Seite sieht. Karsholm galt als ein charakterfester, unbegabter Mann, der genau wußte, was er wollte, konnte und durfte, und für seine Ueberzeugung alle Folgen trug.

Am Ende jeder Woche hatten die Primaner des alten Gymnasiums Abends verdeckte Zusammenkünfte im alten Rathshof. In einem Raume neben dem Wirthszimmer standen ein langer Tisch und ein Dutzend hohe Eichenholz-Stühle, die Hennig einmal gelegentlich bei einer Auction in einem Patrizier-Hause gekauft hatte, und in die Wand war eine alte viereckige Uhr in Bronze eingelassen, die ein messingenes Zifferblatt trug, aus dem oben ein blau gemalter Mond hervorguckte. Der Mond hatte das Gesicht eines alten Junggesellen, der über die silbernen Sterne lachte, die rings um ihn her versammelt waren.

Es war Mitte Sommerzeit im Juli. Auf den Straßen vor den Häusern standen schwagende Bürger mit ihren langen Weichselholz-Pfeifen, schauten auf die vom Abendwinde bewegten Wolken oder sprachen vom Wetter oder vom kommenden Sonntage. Als aber die Rathshofuhr mit ihren langsam schweren Schlägen die zehnte Stunde verkündete, zogen sie sich zurück. Zunächst begaben sich die Frauen, oft noch ein verschlafenes Kind nach sich ziehend, in's Haus, und ihnen folgten allmählig die Männer, nachdem sie die Pfeifen ausgeraucht, die Schwammdose ausgegossen und die Asche aus den Köpfen geblasen hatten.

Nun schlossen sich die Hausthüren. Ein eilig über die Gasse fliehendes Mädchen zwangte sich mit geschmeidigem Körper durch die Kinnstein-Höhlung eines der Gebäude verbindenden Pfortchens; zum letzten Male bellte noch in kurzen Absätzen ein Hund, und dann war Alles still und einsam auf den Gassen. Nur des Nachtwächters langsamer Schritt hallte ab und zu über die Straßen.

Bei Hennig Karsholm im Hinterzimmer war jedoch noch lautes Leben. Das Zimmer war angefüllt mit dichtem Tabaksqualm und durchweht von dem scharfen Duft des Bieres. Die Köpfe der hier zechenden Primaner waren vom Trinken erhitzt, ihre Augen und Wangen glühten, und bei dem lauten, geschwätzigen und erregten Hin und Her vermochte kaum Einer des Anderen Wort zu verstehen.

Besonders lebhaft war Andreas Bernstorff, des Stallers Sohn, ein hünenhafter Mensch mit dunkler, fast gelber Gesichtsfarbe, schwarzen, in sonderbarem Weiß schimmernden Augen und einem starken Flaum auf der Oberlippe. Mit seinen schneeweißen Zähnen konnte er einen dicken Bindfaden durchbeißen, und wenn der schwerste Mann sich auf einen der Eichenholzstühle setzte, hob er ihn und den Stuhl ohne Anstrengung empor und hielt sie eine Weile mit geradeaus gestrecktem Arme.

Er trank alle seine Kameraden zu Boden, und wenn er einen Vortrag hielt, lauschte Jeder gespannt. Andreas besaß eine hinreißende Art zu sprechen.

In dem kleinen Kreise herrschte er wie ein König. Was Andreas wollte, das mußte geschehen. Und wenn er, wie's einmal geschehen war, vorschlug, bei Nacht in's alte, baufällige Lagerhaus hinauf zu gehen, und mit weißen Tüchern umhüllt, oben aus den offenen Lutken zu schauen, um dem Nachtwächter Gespensterfurcht einzujagen, so wagte Keiner, obgleich der Folgen gedenkend, sich auszuschließen.

Manches war ihm als Sohn des Stallers durchgegangen, was bei Anderen schwer geahndet worden wäre.

Andreas Bernstorff war auch ein wilder Reiter. Er besaß einen schwarzen Hengst, den er täglich Nachmittags bestieg, und auf dessen Rücken er die waghalsigsten Stücke ausführte.

„He bricht noch mal dat G'nick!“ hatte Hennig Karsholm, wenn Mittags die Gäste wieder von „den Stallern im Sohn“ erzählten, schon oft prophezeit. Kürzlich hatte er den Hengst gezwungen, über das spitze Gitter in den Klosterkirchhof zu springen. Das hatte großes Vergnügen gegeben und ward viel besprochen.

„Wo is he denn wedder herutkomm'n?“ fragte einer der Bürger, als der Vorfall erzählt ward.

„Ah, — he salt of wedder torugg!“ Stank öwer de spitze Tun weg. De Hengst wull nich. Abers he slog enen mang de Ohr'n um up de Rüstern, um da muß he denn tum tweten Mal heröver!“

Die Zuhörer schüttelten den Kopf.

„Dat is en Düwelstier, de Staller sin Andreas!“

An diesem Abend riß Andreas Bernstorff der Uebermuth so weit fort, daß er Karsholm's Tochter Inge, die heute wegen Krankheit der Mamsell bediente, um den züchtigen Leib faßte und mit einem einzigen geschickten Ruck auf den Gedächtnis stellte.

Und als Inge zornig glühend eine Bewegung machte, um wieder hinabzuspringen, da fing er sie mit den Armen auf, zog sie an sich, drückte ihr einen Kuß auf die Wange und setzte sie leicht wie ein Nichts auf den Fußboden.

Dabei funkelten die dunklen Augen, und der Mund mit den weißen Zähnen öffnete sich weit, und als sie mit blühenden, zornig glühenden Augen sich vor ihm aufrichtete und ihr heißerregter Athem ihn berührte, nahm er sie, laut lachend, noch einmal in seine Arme, ließ mit ihr zu einem in der Ecke stehenden Lehnstuhl und hättelte sie hier für kurze Augenblicke wie ein närrisches Kind, dem man zuredet.

Jetzt aber gelang es Inge, sich loszureißen, und als Andreas ihr abermals nacheilte, holte sie mit ihrem etwas langen Arm aus und versetzte ihm einen solchen Backenstreich auf die kraft vollen, knochigen Wangen, daß er zurücktaumelte.

Inge war ein schönes Geschöpf. Die tiefen Augen lagen unter sehr langen, schwarzen Wimpern in ihrem edel geschnittenen Gesicht, und wenn sie den ausdrucksvollen Mund mit den schmalen, aber blutvollen weichen Lippen öffnete und lachte, — meist ging sie ernst, still, mit eigenthümlich forschenden Blicken die Gäste musternd, einher, — wirkte ihre Erscheinung unwiderstehlich.

Ihr Körper hatte schwellige Formen, aber etwas unbeschreiblich Sittsames lag über ihrer ganzen Gestalt, schon durch die Art, wie sie sich kleidete.

In der Stadt rechnete man auch Inge keineswegs unter die „simplen“ Bürgerstöchter. Sie hatte eine sorgfältige Erziehung genossen und war nach der Confirmation einige Zeit in einem adeligen Hause im Holsteinischen gewesen, um sich weiter auszubilden. Inge besaß auch ihre eigenen, nach vorn im Giebel gelegenen Gemächer, und ihre und die Zimmer der alten Karsholms erreichte man, wenn man eine vom Flur aufsteigende, weißgestrichene und mit kunstvoll geschnittenem Geländer versehene Treppe beschritt, die von unten ungestützt, freischwebend an den Wänden befestigt, wie eine Brücke an einem Felsen hing. Diese an den Mauern hängende Treppe fiel beim Eintritt in den Flur um so mehr auf, als von ihr ein großes, zierlich gearbeitetes, mit Masten und Segeln versehenes Schiff in den Hausflur herabhing.

Wenn Andreas Bernstorff mit Inge sprach, zuckte sie meist nur stumm die Achseln und senkte die Augen zu Boden. Es schien, als kämpfe sie zwischen Neigung und Vernunft, welche letztere ihr sagte, daß nur Unheil daraus entstehen könne, wenn sie sich mit dem wilden Sohn des Stallers einlasse. Hielt er sie dennoch einmal auf, so machte sie die Miene, als habe sie gerade jetzt etwas Eiliges zu besorgen. Sie fürchtete sich, von ihm umstrickt zu werden. Keiner widerstand auch diesem Menschen. Wenn der Eine oder Andere sich einmal auflehnen wollte, sah Andreas ihn mit seinen drohenden Augen an und zwang ihn, ihm zu Gefallen zu sein.

Als der junge Mann, der schon seit reichlich einem halben Jahre auf der Kieler Universität studierte und nur seiner Mutter Geburtstag wegen nach Haus gekommen war, am kommenden Mittag in seinem nach dem Schloßpark belegenen Zimmer saß, trat der alte Kammerdiener Maaß mit der weißen Halsbinde und dem dunkelblauen, mit blanken Knöpfen besetzten Rock herein und sagte: „Herr Andreas, der Herr Staller wünscht Ihnen sogleich zu sprechen.“

Der Staller bewohnte das sogenannte Schloß, ein altes, schönes Gebäude mit hohen Gemächern, vielen reichen Stuckaturen und einer im Lande berühmten, in Braun und Gold gehaltenen Treppe mit herrlichen Schnitzereien.

Links parterre, in einem Anbau, befanden sich die Schreibzimmer, und zur Rechten im Schloß hatte der Staller, Graf Bernstorff, seine Arbeitsgemächer, die mit vielen alten Möbeln, Büchern und Gemälden in ovalen Rahmen angefüllt waren.

Der Graf war ein Mann mit starkgebogener Adlernase, einem hochmüthig aristokratischen Gesicht und mit einem schiefverzogenen Munde, als habe ihn einmal ein Schlag getroffen. Er saß unter Schriftstücken vergraben an seinem breiten, mit einer schneeweißen Marmorplatte versehenen und mit Tintenflecken besetzten Schreibtisch, als Andreas in joppenartigem, schwarzseidenem Hausrock bei ihm eintrat.

Ohne Einleitung erhob er den Kopf und sagte, als müsse die Sache so rasch wie möglich abgemacht werden, und den schiefen Mund noch schief als sonst ziehend: „Hennig Karsholm war soeben hier und sprach über die Affaire heut' Nacht. Du hast die Inge angepakt und geküßt und — solche Affairen mehr!“

Der Staller sprach allzeit in einem scharf näselnden Tone, und insbesondere das doppelt angewandte Wort „Affaire“ klang äußerst gekniffen.

„Nun, — nun, — was ist mit dem Brauermädel?“ erwiderte Andreas, — hier hob sich die Stimme, und er warf den hochmüthigen Kopf in den Nacken und ließ sich in den Sessel zurückfallen.

„Der Unfug soll aufhören! Und alle Affairen sind abgeschmakt und unpassend. Wie? — Du hast also hinzugehen und Deine Excentricität zu exculpieren, — und dann, — dann, — wird der alte Polterer sich zufrieden geben, — und, — und, — am Besten, daß



das Lokal gemieden wird und daß, daß diese Affairen überhaupt eingestellt werden. — Verstanden?"

Und dann machte der Staller eine Bewegung mit der Hand, und Andreas nickte und ging wieder auf sein Zimmer. Hier setzte er sich an seinen Schreibtisch, guckte eine kurze Weile sinnend in den blühenden Park mit den gerade geschnittenen, dichten, grünen Hecken, den Postamenten, Sandstein- und verwitterten Marmor-Statuen, ließ die traumhafte Stille, die nur unterbrochen ward durch zeitweiliges verstecktes Vogelgezwitscher in den Zweigen der Bäume, auf sich einwirken und setzte dann einige Worte an den alten Hennig auf. Dabei flog ein eigenes Lächeln um seinen Mund, halb gutmütig, halb sarkastisch.

„Daß ich heute Nacht stark über den Durst getrunken, bekenne ich, und daß ich der hübschen, süßen Zunge einen Kuß geraubt, ebenfalls, und daß mir dies insbesondere aufrichtig leid thut, und daß der alte, brave Hennig, der übrigens auch einmal jung war, mir dies verzeihen möge, bitte ich eindringlich.“

Die beifolgende Meeresschaumseife, ein wohl zugerachter Kopf, aber mit neuem Rohr und neuer Spitze versehen, — ersuche ich meinen guten Freund Hennig als Zeichen der Versöhnung anzunehmen, die schöne Zunge aber, die Rosen, die Maas überbringt, an ihre Brust heften zu wollen.

Eines wohlbedenen Hennig Karsholm ergebenster Gast, Freund und Diener Andreas Bernstorff.“

„Ma—äß!“ rief alsdann Andreas, trat auf den breiten Corridor, und „Maas“ wiederholte er mit laut schallender Stimme und bog sich über die alte goldverzierte, nußbraune Treppe.

Und ein „Jawohl! Sofort, Herr Andreas!“ tönte zurück.

Als Maas eilfertig hereingehumpelt kam, gab Andreas ihm Brief, Seife und die ihm am Morgen von seiner Mutter in einem geschliffenen Glase hingestellten Rosen und sagte:

„Bring' das zu Hennig Karsholm und bestelle einen Gruß und warte, was er sagt.“

Nach einer kleinen halben Stunde kam Maas, ein Mann, der mit seinem knappgeschnittenen, schneeweißen Schnurrbart wie ein alter Reitergeneral aussah, zurück und stellte sich stumm und stramm an die Thür.

„Nun?“ forschte Andreas Bernstorff, drehte sich auf seinem Sessel um und that tiefe Bzige aus einer mit langen, bunten Quasten versehenen Pfeife. „Was gab's?“

„Sie lasen das Alle! Der alte Hennig, und was die Frau ist, und Zunge und lachten, und der Alte steckte die Pfeife in den Mund, versuchte, ob sie Lust hätte und — und —“

„Na?“

„Ja! Es wäre gut!“

„Und Zunge? Hat sie die Rosen angestekt?“

„Ne, Herr Andreas! Sie ließ sie auf dem Wirthschaftstische liegen. Und als der Senator Carstens gerade kam, ließ sie fort.“

„Ja, ja, aber dann?“

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Hat sie auch später die Rosen nicht an sich genommen?“

Maas fing an zu stottern und wollte nicht mit der Sprache heraus. Endlich sagte er und machte ein halb verlegenes, halb listiges Gesicht:

„Sie kriegte mir draußen beim Weggehen auf dem Flur zu packen und sagte: „Bestellen Sie man an den Herrn Andreas.“

Mehr Masken hat ein Teufel zur Hand,

Als Sandkörner sind an der Nordsee Strand!“

Einen Augenblick stutzte Andreas, dann warf er, fast kindlich fragend, hin:

„Was soll das heißen, Maas?“

„Was das heißen soll, Herr Andreas? Sie will sagen: Mit die Rosen wären es man Fismatanten. Sie meinten nichts damit und wollten sie bloß an der Nase herumführen. Nichts für ungut.“

„Na, gut, geh', Maas!“

Als der Alte sich entfernt hatte, stellte sich Andreas an's Fenster und schaute lange unbeweglich in das Grün der hohen Bäume, und zuletzt beobachtete er eine Fliege, die umschlüpfig und matt auf dem Fenster Sims umherkroch.

Und dann murmelte er: „Ah, schön und klug bist Du, süße Zunge. Und wenn Excellenz, der Staller, Graf von Bernstorff nicht wäre, dann, — dann —“

Er unterbrach sich, denn nun eben trat eine feine Gestalt unter den Buchen hervor. Um ein edles, blaßes Gesicht war ein schwarzes Spizentuch geschlungen, und ein dunkles Gewand umhüllte die zarten Glieder.

„Meine Mutter!“ flüsterte Andreas weich und trat zurück.

Dann aber warf er sich in den Lehnstuhl, und während er grübelte, zuckten die Muskeln in dem stark markirten gelben Gesichte.

Nicht weit vom Schlosse, hinter dem Markte in der Schloßstraße, wohnte ein Barbier, der Josias Abel hieß. Abel trug eine Perücke, hinkte, hatte das Gesicht eines Schauspielers und war verschminkt wie ein Fuchs.

Er schwatzte, diente und log, aber er war geschickt und wegen seiner bösen Zunge gefürchtet.

Zu ihm ging Andreas Bernstorff in der Abendstunde, nachdem er einen weiten Weg über den windfrischen, einsamen Deich gemacht und den Gedanken, die ihn bestürmten, eine bestimmte Richtung gegeben.

Abel saß in seiner kassierten Art, niedrigen, mit alten Möbeln und schlechten Bildern angefüllten Barbierstube und putzte ein messingenes Becken. Ab und zu tauchte er ein zerrissenes Tuch in ein Pulver, um durch Letzteres den Glanz zu erhöhen.

Andreas mußte sich beim Eintritt bücken und trat mit einem „Der Teufel hole die alte Spelunke“ in's Gemach, in dem es nach Seife, Pomade und schlechtem Wasser roch. Josias Abel aber sprang empor, neigte den Kopf mit dem Gaumengesicht tief herab und fragte nach Andreas' Begehr.

„Schließ die Thür, daß uns Niemand hört!“ befahl der Student und ließ sich in ein altes, schwarzes, tief in die Wanddecke hineingeschobenes Sopha fallen. „Und dann sperre Deine langen Ohren auf und höre, was ich von Dir will. Wenn Du morgen früh in den alten Rathshof zu Karsholm gehst, dann gib dieses Billet an Zunge. So aber, daß es Niemand sieht. Sobald Du meldest, daß Alles wohl besorgt ist, empfängst Du einen dänischen Spezier. Wenn Du aber schwachst, oder irgend etwas an's Tageslicht kommt, dann schneide ich Dir die spitzen Felsöhren mit Deinem eigenen Rasirmesser ab, so wahr ich Andreas Bernstorff heiße!“

Nach dieser halb ernst, halb launig gesprochenen Rede zog Andreas einen Brief hervor und fuhr, in einen vertraulichen Ton übergehend, fort:

„Nun, willst Du das geschickt besorgen, Josias Abel, bekannt als ein Ausbund von Schlaueit?“

„Werd's schon machen, werd's schon machen, Herr Andreas,“ flüsterte der Barbier und zwinkerte mit den Augen. „Und die Zunge ist Ihnen gut, ich weiß es!“

„Was weißt Du?“ warf Andreas abweisend hin.

„Es mag acht Tage her sein, eben als Sie gekommen waren, Herr Andreas, da sprach ich Mittags im kleinen Rathshof vor, um einen Krug zu trinken. Ich hatte bei Peter Kramer einen Verband besorgt und spürte Durst. Da saß die Zunge in der Ecke im Flur und weinte, und ich hörte, wie die Alte ihr überlaut zurief: „Und den wilden Junker Andreas hast Du wohl im Sinn! Ebenjogut magst Du Dich dem Teufel verschreiben.“

Andreas sah Josias Abel scharf in's Auge. Er traute ihm so wenig, daß er seine Worte für eine gefällige Rede hielt. Aber der Schluß machte ihn stutzig. Hatte Zunge ihm nicht fast das Gleiche sagen lassen?

Er glaubte ihm, wiederholte seinen Auftrag und verließ die Wohnung.

Am kommenden Tage war der Gräfin Geburtstag und viel Leben im Schloß. Zahlreiche Gäste kamen um die Mittagszeit, und Verwandte fuhrten in schweren Karroffen aus der Umgegend vor und wurden meistens im Hause des Stallers einlogirt. Auch die junge Comtesse Jsa von Bogwisch, Andreas' Cousine, war mit ihrer Mutter eingetroffen und wandelte wohl eine Stunde kurz vor Tisch mit ihrem Vetter allein und im eifrigen Gespräch durch den Schloßgarten. Sie war zierlich wie eine Puppe und hatte namentlich so schöne zarte Hände und Ohren, daß schon Mancher sie deshalb in Pömen besungen.

Jsa besaß eine eigene sonderbare Art beim Sprechen. Sie antwortete niemals gleich, sondern hob stets erst fragend das Auge, während sie es während des Sprechenden Rede tief herabsenkte. Dies fragende Aufschauen gab ihrem Gesicht etwas überaus Lebhaftes, Ausdrucksvolles und verschönte es auch. Schon früher hatte Andreas sie mit dieser Eigenthümlichkeit genekelt, und auch heute geschah es.

„Noch immer siehst Du die Menschen so forschend an!“ begann er. „Aber jetzt weiß ich den Grund genau.“

„Nun?“ drängte Jsa lachend und mit deutlicher Neugierde.

„Die Ohren sind zu klein zum Hören. Sie verstehen nicht gleich!“

Auch jetzt sah das Fräulein ihren Vetter mit Augen und Miene an, als ob sie nicht verstehe, dann aber schüttelte sie den Kopf.

„Könnte der Herr Vetter nicht etwas Anderes sprechen, als artige Reden, die gleich Complimenten klingen?“

„Doch, aber nicht mit Dir, Jsa! Man muß Dir Schönes, Liebes sagen, weil Du schön und liebenswerth bist!“

Aber sie brach kurz und erröthend ab und fragte, ob Andreas am kommenden Tage mit ihr einen Reitausflug machen wolle.

„Gewiß! Mit besonderem Plaisir! Wir nehmen

den Weg nach Schleswig auf den guten Wegen. Gleich nach dem Frühstück, und um Mittag sind wir wieder daheim!“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

## Goldspuren.



Eine Sylvester-Phantasie von Adalbert Meinhardt. Mit Illustrationen von D. Gerlach.

Sie waren Beide sehr gelehrt. Der Herr Professor war noch nicht alt und die Frau Professorin nicht mehr ganz jung; er ernsthaft und mager, sie rundlich und heiter, also taugten sie gut für einander. Und eben weil sie in späten Jahren, nach langem Alleinsein erst, sich vereinigten, waren sie einander von ganzem Herzen zugethan. Sie liebte ihn so ausschließlich, daß nicht die Studien, die sie vordem höchst fleißig betrieben, nicht der neue Haushalt, noch alte Freunde ihr Denken je von ihm abziehen konnten. Er freilich, nach Mütterart, er hatte auch Anderes im Kopfe: das Buch, das er herausgeben

wollte, — die Abhandlung, welche sein Freund und Gegner über dasselbe Thema geschrieben, und alte Münzen, geschnittene Steine, verwichene Inschriften, seine Sammlung antiker Kleinmünzen und deren Vermehrung, — das Alles lag ihm fast so sehr am Herzen, wie seine Liebe zu seiner Gattin. Die Frau Professorin war zu klug, um das nicht zu verstehen. Es machte sie stolz, daß ihr Mann ein so großer Gelehrter, von seiner Wissenschaft so erfüllt war, und daß sie dennoch nicht nur seine Arbeit begreifen, sondern mit ihrem Frauen-Verstande auch manches Mal ihm nützlich sein konnte.

Nun aber besaß der Herr Professor unter anderen antiken Schätzen ein Marmorköpfchen, welches er einst auf einer Reise durch Sicilien von einem Händler erworben hatte. Das betrachtete er alltäglich und immer von Neuem, und konnte sich nicht satt daran sehen. Aber nicht nur ob seiner wunderhohen Schönheit liebte der ernste Gelehrte das Kunstwerk, sondern weit mehr, weil dessen Herkunft, einstige Bestimmung und Geschichte ihm unbekannt war, ihm zu denken gab. Das wußte die Professorin. Aber dennoch... Sie war eine Frau. Und hat eine Frau auch Vieles gelernt, und liest sie selbst Griechisch, und begreift sie gleich deutlich, von welcher Wichtigkeit es für die Welt ist, ob man in uralten Heroen-Zeiten schon Portrait-Statuen hatte, oder nur Götter-Gestalten in Tempeln, — es bleibt ihr doch schmerzlich, empfinden zu müssen, wie diese Frage ihrem Manne mehr gilt als sie. Und in die klugen, grauen Augen können ihr wohl einmal darob Thränen treten.

Es war an einem Sylvester-Abende, dem ersten, den die Zwei miteinander in ihrer neuen Ehe verlebten. Der Herr Professor hatte den ganzen langen Tag und bis in die Nacht hinein gar fleißig über seinen Büchern gesessen. Als er sich entschloß, seinen Schreibtisch zu verlassen, um aus seiner Studirstube herüber in das Wohnzimmer seiner Frau zu kommen, hatte sie mit dem Thee schon längst auf ihn gewartet. Das Wasser im Kessel sumnte behaglich. Auf dem weißen Tischchen standen zwei Tassen bereit und ein Körbchen mit Kuchen, mit selbstgebackenem. — Für eine ehemalige, geprüfte Seminar-Lehrerin ist es keine kleine Kunst, Kuchen backen zu können. — Da nun der Professor sich auf das schwarze Haar-Sopha zu ihr setzte, streckte sie ihm die Hände entgegen: „So, endlich! nun bist Du...“

„Ja,“ sagte er, „ich bin fertig und glaube das Richtige getroffen zu haben. Nur zur Bestätigung meiner Ansicht, die ich in der heutigen Arbeit aus einander gesetzt, bringe mir, meine Liebe, — willst Du so gut sein? — noch einmal den Kasten mit meinem theuren griechischen Köpfchen.“

In dem hell erleuchteten Zimmer der Eheleute war Alles still, so schien es dem Herrn Professor. Denn sein Gehör war nicht fein genug, das leise Rischen der Geister in der Theemaschine zu unterscheiden, noch den Seufzer, den seine Frau auf ihren Lippen erstickte mußte. Sie war bereitwillig aufgestanden, das so höflich Verlangte zu holen. Er hob die Tassen, den Kuchenkorb und seinen Teller auf die Seite, daß das frische Tischtuch zerknittert wurde. Als sie den Kasten darauf niedergelegt, hat er sie noch, die Petroleumlampe näher zu rücken und den Schirm etwas schief zu stellen, um den Kopf zu beleuchten. Aus der Umhüllung von feinen Seidenpapieren und Watte, welche sie selber dem Kunstwerke zur Schonung bereitet hatte, hob er es vorsichtig heraus. Der antike Kopf war aus parischem Marmor, von der köstlichsten Feinheit der Arbeit. Die Züge zeigten klassische Reinheit, die Stirn war niedrig, das Näschen gerade, die edel geschwungene Linie der Brauen tadellos und die leicht geschürzten Lippen schienen zu athmen; keine griechische Aphrodite konnte hehrere Lieblichkeit zeigen. Das Besondere aber an dem kleinen Frauenskopfe war seine Bemalung. Nicht als ob ein so großer Gelehrter, wie der Professor, sich noch darüber gewundert hätte, daß Marmor-Statuen bemalt gewesen. Das stand ihm natürlich längst fest. Was ihm zu immer neuen Studien und Vergleichen Anlaß gab, das waren nicht die dunklen Wimpern, nicht das Roth auf den Lippen, nicht der zarte Farbenschimmer auf den feinen Wangen, noch die Vergoldung auf den leichten Wellen des Haars. Es waren vorn am Ansatz der Haare, dicht über der Stirn und nahe an einander zwei längliche, scharf umrissene Flecken, auf welchen jener Goldglanz fehlte.





„Siehst Du,“ sagte der Herr Professor, indem er noch näher zur Lampe rückte und durch die Brille seinen Liebling musterte; „siehst Du, es kann doch ein Zweifel nicht herrschen, daß meine Erklärung die einzig richtige und zulässige ist. Wie ein sonst so bewährter Forscher gleich meinem sehr vortrefflichen Freunde behaupten mag, dies Unicum an Feinheit der Arbeit, sei nichts weiter, als ein Portrait einer schönen Dame, das begreife ich nicht. Er übersieht dabei diese Flecken, oder er glaubt sie vom Zufall veranlaßt. Doch was das Gold an diesen beiden Stellen tilgte, das kann kein Zufall sein. Der Bildner selber ließ sie frei, daß bin ich gewiß. Und eben deshalb kann ich gerade auf diese Fehler in der Vergoldung meine Auslegung begründen. Die Griechen jener klassischen Frühzeit, welcher dieser Kopf angehört, kannten nur die Bilder der Götter, noch keine Portraits. So stellt auch dies hier, sonder Zweifel, eine Göttin dar. So viel ist erwiesen. Zwar führt unser Freund, mir zum Gegenbeweise, jene zierlichen Thonfiguren der Tanagras an. Doch ich kann sie nicht gelten lassen, denn sie stammen, — das sollte er wissen, — aus späterer Zeit und sind von sehr viel geringerer Arbeit. Da es somit unumstößlich gewiß ist, daß dieser Kopf eine Göttin darstelle, so fragt es sich einzig: welche war es? Und ich behaupte, es war Demeter oder Kora, die Hauptgöttin der fruchtbringenden Insel. Wo hier der Marmor aus der Vergoldung weiß hervortritt, berührte nämlich ein Kranz von Aehren die goldigen Locken. Vielleicht war derselbe aus Metall; vielleicht und wahrscheinlich aber aus frischen, vollen Weizenähren und blauen Chanen, wie sie die fruchtreiche Trinakria bietet. Und damit die Tempel-Jungfrauen wüßten, wie sie täglich den Opferkranz zu schlingen hätten, ließ der Künstler, — sich her, ist fraglos, — diese Stellen hier untergoldet. Nun, was sagst Du zu meiner Erklärung?“

„Ich?“ fragte die Professorin. Sie war sehr erschrocken, denn sie hatte, — man muß es gestehen, — nicht zugehört. Sie hatte nur das Eine gedacht: Ach, käme doch endlich, von oben her, aus den Wolken, aus dem Himmelsreiche, eine Entscheidung; irgend eine, ob falsch ob recht, daß er nur wieder für Anderes offen, daß er auch für mich da sein könnte!

„Nun, was sinnst Du? hältst Du etwa nicht diese meine neue Theorie für die richtige?“

„Ich...“ sagte sie zögernd noch einmal und starrte unverwandt auf die beiden Flecken. Und weil ihr zufällig in ihre Augen etwas Feuchtes gekommen sein mochte, erschienen sie ihr ganz verschwommen.

„Ich weiß nicht, sie sehen so rund aus, so seltsam, wie — wie zwei Lippen. Ich glaube, es sind Spuren von Küssen.“

„Von Küssen!“ rief der Herr Professor. Er war jäh in die Höhe gefahren vor Entsetzen über die unwissenschaftliche Deutung. „Was sagst Du? von Küssen, die Spur auf den Haaren meiner Antike?“

„Ja,“ entgegnete sie ihm mit plötzlichem Muthe, „das glaube ich: denn in alten Zeiten, auch bei den Griechen, hat man sich geküßt, wenn man sich recht gut war. Besonders,“ setzte sie leiser hinzu, „am Abend vor Neujahr.“

„Wie kannst Du nur solche Thorheiten reden!“ so brauste er auf, zum ersten Male heftig seit ihrer Ehe, — „die Griechen kannten —“

„Unsere Jahres-Eintheilung gar nicht. Das weiß ich. Aber wir haben sie einmal. Und nun, — hörst Du nicht, Mann — da schlägt es! — Profit Neujahr.“

Er sah ihre dargebotene Hand nicht. Er hörte nicht auf das Schlagen der Thurmuhre. Er war noch ganz bei seinen Gedanken.

„Ich begreife Dich nicht. Eine solche Unwissenheit siehst Du sonst nicht ähnlich. Sieh! Dir bitte genau diesen Kopf an, hier diese Flecken und...“

„Ich habe doch Recht,“ rief seine Gattin, „schau Du nur den Kopf an: er lächelt dazu!“

„Er lächelt? Wie kannst Du so etwas sagen! Das ist ja ein — Unsin!...“ Der Herr Professor hatte laut und heftig begonnen. Aber das gar nicht höfliche Schlusswort sprach er in recht zaghaftem Tone.

Denn das Köpfchen lächelte wirklich. Seine schön geschwungenen Lippen theilten, öffneten sich, — es sprach! „Liebe Frau,“ so begann es; — sie hatten Beide niemals Griechisch fließend reden gehört, es klang wie Musik, und was sie noch mehr Wunder nahm, die Sprechbildung

Fragen Antwort erteile.“

Er wandte sich stumm, vor Erregung fast zitternd, zu seiner Gattin.

„Ich bitte Dich,“ sagte sie zu dem Köpfchen, „erzähle uns, so viel Du kannst. Es interessiert mich, von Dir zu erfahren. Denn was meinen Mann beschäftigt, ist auch mir wichtig, so sehr wie ihm.“

Da drückte der Herr Professor zärtlich mit seiner Linken, — in der Rechten hielt er den Kopf noch, — unter dem Tisch die Frau Professorin die Hand.

Das Köpfchen lächelte sein feines, hoheitsvolles, griechisches Lächeln. „Hört also. Wer ich bin, wollt Ihr wissen, und was die Flecken im Golde bedeuten? Es war einmal, — so fangen ja, dünkt mich, bei Euch hier zu Lande die Märchen an; dies aber ist eine wahre Geschichte, wie dürft' ich sie sonst einem so großen Gelehrten berichten? — es war einmal in der Stadt Sythaeum, am westlichsten Punkte der dreispitzigen Insel, ein reicher Kaufherr. Bei dem erschien eines schönen Tages ein junger Fremder aus Karthago und brachte zum Zeichen, daß er eines alten Gastfreundes Sohn sei, eine tessera hospitalis. Denn damals, Ihr als Gelehrter wißt das, damals ist es Sitte gewesen, daß zwei Freunde, bevor sie sich trennten, aus dem Zahne des Elephanten, oder aus anderen feinen Knochen, eine kleine Hand schnitten ließen. Die ward dann mitten entzwei geschnitten und auf die beiden Schnittflächen rigte ein Jeder seinen Namen ein. Brachte nun ein Unbekannter die eine Hälfte des Knochenhändchens und paßte sie genau auf die andere, so ward er als Freund willkommen geheißen. Eine solche tessera also wies zur Beglaubigung seiner Herkunft der Jüngling vor.“

war vollständig frei von sicilianiſchen Idiotismen, wie sie doch, einem Buche des Professors zufolge, auf der Insel geherrscht haben mußten; — „Liebe Frau, Ihr habt Recht, selbstverständlich. Wir Frauen treffen immer das Rechte, schneller als mit Nachschlagebüchern und mit seiner Lupe ein noch so gelehrter Herr Ordinarius. Und Euer Eheherr könnte unmöglich Besseres thun, als Euren Winken in Allem zu folgen.“

„Wie meinst Du das,“ rief der Gelehrte eifrig, „was soll ich glauben, was muß ich denken? wer warst Du, und wer bist Du?“

„Gernach, Herr Professor! Fragt erst Eure lebenswürdige Gemahlin, sie ist die Herrin hier, sie hat zu sagen, ob sie in dieser Neujahrsnacht, der ersten, seit Ihr Beiden ein Paar seid, die Geduld besitzt, zu hören, wie ich Dir auf Deine

„Ja“, rief der Professor, „so war es, das weiß ich. Ich kenne die tessera auch, dieselbe; das Museum zu Palermo bewahrt sie.“

„Das ist leicht möglich. Der Kaufmann verglich die beiden Hälften, und da er sah, wie vollkommen sie stimmten, empfing er den unbekannten Puniar mit gebührenden Ehren, doch nicht eben freudig. Denn sein Erscheinen war ihm die Mahnung an ein halb vergessenes Gelübniß. In froher Stunde hatten die beiden Gastfreunde einst einander das Versprechen gegeben, ihre zwei Kinder, die dazumal noch in den Wiegen lagen, sobald es Zeit sei, zu vermählen. Nun war die Zeit da. Und wie das Knäblein des Karthagers zu einem braunen Manne erwachsen, der seinem Vater zwar wenig glich, so war auch des Sythaeers Tochter zu einer Jungfrau herangewachsen. Mit ihren goldhell glänzenden Locken, den blauen Augen, dem heitern Sinn, war sie ihm so an's Herz gewachsen, daß unter all seinen kostbaren Schätzen dies Mädchenlein ihn doch der köstlichsten dünkte und er den Gedanken kaum fassen konnte, sich ihres Anblickes nicht mehr täglich erfreuen zu dürfen. Da nun der schlaue Afritaner sein Zögern bemerkte, sprach er schnell, er wolle ihm der Tochter Abbild machen lassen. Und nur, wenn das so schön wie sie selber, ganz ohne Fehl und hold, wie das Leben gelingen würde, solle der Vater gehalten sein, das Mädchen ihm zur Ehe zu geben. Statt ihrer könne er dann täglich ihr Bildniß betrachten. Er, der Afritaner, habe, so erzählte er weiter, noch einen Grund zu diesem Vorschlag. Auf dem Handelsfahrzeuge, auf welchem er das Meer durchschiffte, sei er mit einem jungen Marmorbildner aus Attika zusammengetroffen. Dem habe er sein Wort gegeben, baldigst hier ihm Arbeit zu schaffen. Aber ein Kaufmann müsse sein Wort, so fuhr er fort zu seinem Gastfreunde, unverbrüchlich halten, sei's nun einem armen Künstler, sei's einem reichen Getreidekäufer. Da das der Sythaeer hörte, beschämte es ihn. Er zögerte nicht mehr, er führte den Fremdling in seines Hauses Frauengemächer, zu seiner holden, goldlockigen Tochter.

Das junge Mädchen verneigte sich züchtig, da sie die Männer eintreten sah. Und als darauf der Vater ihr sagte, sein Begleiter sei ihr Verlobter, lugte sie unter gesenkten Wimpern neugierig hinüber und verneigte sich abermals. Somit war die Verbindung beschloffen. Anderen Tages brachte der Puniar seinen athenischen Heizebekannten und hieß ihn seine Arbeit beginnen. Von dem feinsten, fadenlosen Marmor aus Paros gab er ihm ein Stück für die Statue, gab ihm köstlich echte Farben und reinen Goldes genau so viel, wie er brauchen mußte, um das Haar damit zu vergolden. Und der Athener begann sein Werk.

Es waren aber in jenen alten Griechenzeiten die Künstler zumeist leicht entzündliche, warme Gesellen. Und junge Mädchenherzen waren auch nicht eben fühllos. Als daher nach etlichen Wochen der Afritaner seine Geschäfte zu Sythaeum beendet hatte und nunmehr den Bildhauer drängte, seine Statue fertig zu stellen, damit er endlich, nachdem er also sein Wort eingelöst, Hochzeit halten und heim reisen könne, da dünkte es dem Athener sehr schmerzlich, die schöne Maid einem Anderen lassen zu sollen. Und wäre zu ihr jetzt der Vater gekommen, ihr den Bräutigam zuzuführen, sie hätte ihm auch kaum mehr so willig und so fraglos Gehorsam gelobt. Aber es war einmal so geschehen, und daß es zu ändern, daran dachte Niemand.

Da nun der Tag der Hochzeit kam, — heute sind es zweitausend Jahre, — da waren sie Alle, die sich zu der Feier im Atrium des Hauses versammelt, um hier zuvor die fertige Statue zu betrachten, nicht eben froh gestimmt; bis auf den Einen, den Afritaner, der strahlte vor Zufriedenheit. Der Bildhauer hob von seinem Werke die Hüften, — und senfte. Der Vater trat näher, sah seiner Tochter liebliche Züge, ihre jugendsschlanke Gestalt lebenswahr nachgebildet, — und senfte. Und das Mädchen sah gar nichts, die blickte zu Boden, und ihre Augen waren ihr von Thränen schwer. Der junge Puniar, als der Schenker, ging näher heran, sein Gesicht zu prüfen. Er lobte des Atheners Arbeit, die Aehnlichkeit des Kopfes und der Haltung. Doch lauter noch pries er die Feinheit des Marmors, die Güte der Farben wie des Goldes, — die er







Ersehnte Nachricht. Von W. von Gzochowski. — Siehe Seite 6.



gegeben. Und da er also die Marmorfürge von allen Seiten betrachtete, entdeckte er plötzlich vorn auf den Haaren, dicht über dem Scheitel zwei Stellen, an welchen das Gold fehlte. „Also bin ich doch im Rechte“, rief der Gelehrte, „es war nicht Zufall, was die Vergoldung des Haares dort zerstörte?“ „Hör nur erst weiter.“ — Da er also die Stellen entdeckte, ward der Afrikaner zornig. „Wie“, rief er schmähdend, „Du diebischer Bildner, Du hast von dem Golde für Dich behalten? Nichts da; ich gab Dir so viel, wie Du brauchtest, das Haar zu bedecken. Was fehlt, das hast Du mir zu erliegen. Ich bin nicht Einer, der sich ruhig bestehen läßt.“

Der arme Künstler war sehr erschrocken. Er betheuerte beim Sturz, daß er kein Stäublein für sich behalten, daß er alles Blattgold getreulich verwendet. Was half sein Betheuern ihm! Der Afrikaner tobte nur lauter und schmähte und schloß und schwor, ihn in's Gefängniß zu werfen, ja ihn zu tödten, wenn er das Gold, das er gestohlen, nicht ausliefern werde. Dagegen rief ebenso heftig der Künstler, er könne nicht ausliefern, was er nicht genommen, wovon er nicht wisse, wo es verblieben, denn er sei kein Dieb und kein Fehler, er verachte das Gold. Der Hausherr suchte den Streit zu schlichten, die Freunde, die zur Hochzeitfeier schon versammelt, liefen hin und her, von dem Einen zum Anderen, zur Ruhe, zur Versöhnung mahnend. Es war ein Lärmen, wie es noch nie in diesen heiteren Räumen gehört ward. Aber inmitten des lauten Tobens stand in ihrem Festgewande von zartem Violett, gekrönt mit Purpur, und perlengeschmückt, die junge Braut. Sie hatte nur einmal reichen Blickes die Augen erhoben, den Bräutigam, die Statue, den Künstler eine Sekunde lang angeschaut. Jetzt hielt sie ihre Lider wieder still geschlossen. Und als sich das Lärmen ein wenig legte, wandte sie sich an ihren Vater: „Ich bitte Euch, saget dem Sohne Eures Gastfreundes, er soll nicht mehr forschen, — ich weiß, wo das Gold ist.“

Da waren Alle voller Staunen und wollten hören, wo sie es gefunden. Sie wiegte den Kopf, sie sagte es nicht. Und der heißblütige Sohn Karthago's schmähte auch sie, es wäre nicht wahr, was sie gesprochen, es wäre eine List, ihn hinzuhalten. Er schmähte lauter noch ihren Vater, der sich nicht von seinen Schätzen trennen könne und nur geizig, das alte Wort an seinen Gastfreund einzulösen, weil er seines Kindes Morgengabe nicht herausgeben wollte. Am Jenseit endlich zu bewegen, habe er, der Afrikaner, sich gezwungen gesehen, die kostbare Statue machen zu lassen. Und nun schalt er ihn treulos und geizig, ihn, alle Reinen, alle Kaufleute zu Vilybaeum und alle Griechen der Insel Sicilien.

Sie ließ ihn ruhig ein Weilschen reden. Dann begann sie von Hals und Armen ihre Ketten abzustreifen, nahm aus dem Haar ihren silbernen Stirnreif und all ihre Ringe, all ihren Schmuck. „Ihr glaubt mir nicht?“ sprach sie, „Ihr meint, mein Vater wolle Euch seine Schätze nicht geben? Hier, nehmt sie hin. Das ist's doch gewesen, weshalb Ihr mich zur Ehe begehrtet. Wisst denn, meines edlen Vaters Tochter folgt nur einem Gatten, der ihn zu ehren weiß, seine Freunde und seine Heimath. Das hättet Ihr Euch sagen können. Nehmt Alles, — doch geht.“

Und der Afrikaner? In bebendem Zorne kehrte er sich von ihr zu der Statue. Sie seien sich gleich, die Beiden, an Kälte, an Härte und steinerne Herzlosigkeit, so rief er wüthend, hob seine Faust und — zertrümmerte sein Geschenk. Und während der Körper des kostlichen Kunstwerkes zerbarst und zerbrach in tausend Stücke, während der Künstler mit einem Schrei des Schmerzes hinzubrang, den Kopf, diesen Kopf, den Ihr hier vor Euch seht, aufzufangen, zu retten, vor dem Zerbröckeln zu schützen, während dessen war der wilde Fremde entwichen. Den Schmuck aber hatte er mit sich genommen.

Und als er fort war, und die Gäste, weil nun keine Hochzeit sein konnte, ihm gefolgt waren, da sprach zu seiner Tochter der Kaufmann, — im tiefsten Herzen war er froh, von solchem Eidam sich befreit zu sehen: — „Nun sage mir endlich, wie durdest Du's wagen, ihm so zu begegnen? Wie konntest Du wissen, wo jenes Gold ist?“

Sie trat zu dem Künstler, blickte ihm in die traurigen Augen, legte den Finger an seine Lippen und sagte kühllich: „Da ist das Gold.“

Er wich zurück. Und die Stirne ihres Vaters legte sich in gar finstere Falten.

„Bertheilige Dich“, so sprach das Mädchen, „und leugne jetzt noch, wenn Du es wagst.“

„Wie kann er es leugnen“, rief der Vater, „die Goldspur liegt ja auf seinen Lippen!“

„Wie sollte ich es leugnen“, sprach stolz der Künstler, „Du weißt es selber, wie sehr ich Dich liebe. Aber weil Deines Vaters Reichthum, weil meine Armuth uns ewig scheiden, habe ich, — daß mich die Spuren des frischen Goldes verrathen würden, bedachte ich freilich nicht, — habe ich in bitterer Entsagung, nur einmal, zum Abschied, Dein Bildniß auf das Haar geküßt.“

„Und das“, so schloß das Marmorköpfchen, „ist die Erklärung dieser zwei Flecken.“

Die Frau Professorin that einen Seufzer der Erleichterung aus tiefstem Herzen. Da war ja die Lösung, die sie so sehnlich herbeigewünscht hatte. Aber sie war viel zu gut, um an sich allein, nicht an Andere zu denken. „Und was ward dann noch aus den Beiden“, fragte sie schnell, „was aus dem abgewiesenen Freier? Und was geschah weiter?“

„Weiter? das ist gar leicht zu errathen. Der gute Kaufherr zu Vilybaeum verschwor sich mit vielen hohen Eiden bei allen Göttern Griechenlands und der Insel Sicilien, wie reiche Väter es damals thaten, sein Kind nicht dem armen Künstler zu geben. Aber wie es den strengen Vätern meist erging damals, — ich kann nicht wissen, ob es inzwischen anders geworden, — bevor die nächste Nacht herumgegangen, hatte er den Schwur widerrufen und seine Einwilligung ertheilt. Es war aber noch Eines, was außer seiner Tochter Thränen ihn umgestimmte. Am demselben Abend war nämlich ein Schiff von der afrikanischen Küste in dem Hafen gelandet, dessen Führer hatte ihm von seinem Gastfreunde zu Karthago die Kunde gebracht: der Sohn sei gestorben, die tessera hospitalis gestohlen, der Sklave, der sie entwendet, verewunden. Und so ließ der Gastfreund sagen, vor diesem Flüchtling sollte man zu Vilybaeum wohl auf der Hut sein. Die Kunde kam nur ein wenig zu spät. Dennoch that sie ihre Wirkung.“

In dieser Stunde vor zweitausend Jahren gab es in der Stadt Vilybaeum zwei glückliche Menschen. Und sie sagten es sich, daß sie's waren. Heute, in dieser selben Stunde nach zweitausend Jahren, sehe ich wieder ein solches Paar vor mir, das sich liebt, sich angehört, da, aber — horch, hört Ihr die Glocke nicht schlagen? So lebt denn wohl. Meine Zeit ist vorüber.“

„Halt“, rief der Professor, „ich muß noch mehr wissen. Wie wardst Du bewahrt vor weiterer Zerstörung, wer vergrub Dich im Erdbreich, wer hat Dich gefunden?“

Das Köpfchen lächelte bedeutend.

„Ich bitte Dich“, sagte die Professorin, „sprich noch weiter. Ich möchte hören, ob die Zwei auch glücklich blieben in ihrer Ehe, und was sie ferner noch erlebten?“

Das Köpfchen lächelte, aber es schwieg.

„Du willst nicht mehr reden? Ich glaube gar, Du höstst mich. Sag an: sprichst Du vorhin? War es ein Traum nur, der aus dem summenden Theekessel aufstieg? Was bedeutet Dein Blick? woran willst Du mich mahnen? ich verstehe es nicht! — Hilf Du mir, Liebe“, so wandte der arme gelehrte Professor sich zu seiner Frau, „sag Du mir, was mag das Marmorköpfchen noch von mir wollen, und weshalb lächelt es wohl so spöttisch?“

Was darauf seine kluge Gattin ihm zur Antwort gegeben, und was er that, und was sie erwidert, das hat die Geschichte nicht aufgezeichnet, das mag sich ein Jeder nach seiner Art denken.

Nachdruck verboten.

## Aus dem Pariser Gesellschaftsleben.

Paris, im December 1888.

Die Sitten eines Landes und einer Weltstadt, wie Paris, wandeln sich nur langsam, so langsam, daß der Zeitgenosse kaum etwas davon merkt, oder doch nur, wenn er ein langes Leben hinter sich hat. Dieser Wechsel vollzieht sich unter tausend Einflüssen, von denen die sociale Gesetzgebung, der internationale Verkehr, die Politik vielleicht die bedeutendsten sind. Aber Gesetze werden erst gegeben, wenn ihr Inhalt schon längst, wenn ich so sagen darf, in Fleisch und Blut der öffentlichen Meinung übergegangen ist, und auch die Gebräuche fremder Völker bürgern sich nur langsam und um so unmerklicher ein, als sie stets einen Theil ihrer Eigenart aufgeben, um sich mit den heimischen zu vermischen.

Nur ein Beispiel! Der Boden war in Frankreich für die Eheheirath so vorbereitet, daß die Aufnahme dieser in das Volksleben doch gewiß tief eingreifenden Reform ohne Schwierigkeit sich vollzog.

Wenn es nun schon hierbei still und ruhig herging, wie viel mehr müssen kleine gesellschaftliche Reformen sich unbeachtet vollziehen!

Ich habe mich schon in früheren, unter derselben Ueberschrift in diesem Blatte erschienenen Aufsätzen mit dem wachsenden Einflusse beschäftigt, den das amerikanische Geldproletariat und der russische Abenteuer auf die Pariser Gesellschaft ausüben, und ebenso mit den schädlichen Folgen des aus England überkommenen Clubwesens. In den meisten Fällen werden sich die Ursachen für diese oder jene mehr oder weniger tiefgehende Aenderung der Sitten und Gebräuche kaum feststellen lassen, und zwar deshalb nicht, weil es sich um eine unbegrenzte Wechselwirkung derselben handelt. Auch hier gilt das Goethe'sche Wort vom Weber-Meisterstück:

Wo ein Tritt tausend Fäden regt,  
Die Schiffslein herüber, hinüber schießen,  
Die Fäden ungezogen fließen,  
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Nur einige Beispiele dafür! Mehr und mehr verspätet sich in Paris die Stunde des Diners. Daraus ergibt sich naturgemäß ein Dinausschieben der Theaterstunde. Der späte Schluß der Vorstellung verhindert nun seinerseits wieder, dem einst so beliebten Souper die ehemalige Ausdehnung zu geben. Es schrumpft zu der Bedeutung des Morgen-Kaffees zusammen, und dieser Wandel wirkt auf das ganze gesellschaftliche Leben zurück.

Ferner: die Nachahmung der englischen Sitten führt zu einem sehr reichlichen Lunch, zum five o'clock, bei dem die Kassen-Berehrung dem Caviar-Bröckchen und dem Schnaps ein weites Feld eingeräumt hat, und so wird denn dort oft so reichlich „gevespert“, — um einen in Deutschland üblichen Ausdruck zu gebrauchen, — daß man überhaupt nicht dinirt und es vorzieht, den letzten Akt des armen Dichters dem erweiterten Souper zu opfern. Der neueste Chic der Mode will es, daß nach der kirchlichen Trauung bei den Eltern der jungen Frau ein Lunch servirt wird. Dieser Lunch ist eine Gargantua-Mahlzeit, die fast zur selben Stunde eingenommen wird, wie nach alter, guter deutscher Sitte das Mittags-Essen. Niemand denkt natürlich nach diesem Niesen-Rumbis noch an's Diner, und da das Theater spät beginnt, so füllt man die Zwischenzeit mit einem improvisierten Tänzchen aus, an dem das längst verschwundene junge Paar natürlich nicht Theil nimmt. Die Wagen stehen vor der Thür und führen die Gäste endlich in ein Mode-Theater, wo für sie einige Logen gemiethet sind. Und nun kann sich der unbetheilte Zuschauer, — vorausgesetzt, daß ihn das Stück talt läßt, — an einem anderen widerprüchsvollen Schauspiel ergötzen. Derjenige Theil des vornehmen Publicums, der nach Pariser General-Regel spät dinirt hat, betritt überfüllt, fast genussunfähig seine Logen und das Parquet, die Damen in Gesellschaft-Toilette, die Herren im Frack. Einige von ihnen werfen entrüstete Blicke in die gegenüber liegenden Logen, wo glacierte Früchte, Eis, Kuchen servirt werden.

Die Leser erlauben, daß es sich hier um unsere Hochzeits-Gäste handelt, welche sich wieder Appetit angetanzt haben und infolge dessen den Ueberfüllten ein Greuel sind. Wir haben es also hier mit zwei Strömungen zu thun: die Frühesser möchten den Beginn der Vorstellung um sechs Uhr, damit sie, statt sich mit candirten Früchten zu begnügen, nach dem letzten Fall des Vorhanges ein reichliches Diner einnehmen können; die Spätesser umgekehrt möchten den Anfang der Vorstellung hinausschieben, um nach dem Dessert noch etwas Lust zu schnappen. Fügen wir nun noch hinzu, daß es hauptsächlich das englische five o'clock ist, welches die Dinerstunde verspätet, und daß andererseits der Mode-Dichter leider die Form seines Stückes von diesen rein äußerlichen Gebräuchen abhängig macht, so werden mir die Leser Recht geben, wenn ich vorhinein auf die angezogenen Goethe'schen Verse hinwies.

Sehr gebräuchlich sind jetzt die farbigen Diners, les diners de couleur. Man erräth, worin sie bestehen. Bei dem weißen Diner beispielsweise erscheint nicht nur die Braut in einem weißen Kleide, sondern auch der reiche Blumenschmuck der Tafel duftet in der Farbe der Unschuld. Bei dem Rosen-Souper, — der Name sagt es schon, — ist die rothe Rose die Königin und prangt selbst am Herrenfrack. Die Kerzen, welche die Hänge-

lampen bekanntlich ganz verdrängt haben, sind von der „rosen-fingerigen Cos“ berührt, und die Tafel scheint in einem rosigen Dufte zu schwimmen. Natürlich bleibt der Phantasie in der Anordnung der Grundfarbe, welche dem Diner den Namen giebt, ein großer Spielraum.

Die Blumen spielen in Frankreich übrigens nicht nur bei den Dinern eine wichtige Rolle. So bietet die Prinzessin von Sagan, die Tochter eines reichen Börsebarons, jedem ihrer Pariser Wintergäste, welche sie, im Sommer mit einem Sonderzuge und in Salonwagen auf ihre Besitzung von Nello abholen zu lassen pflegt, reichgefüllte Blumenkörbe aus dem unerföpplichen Reichthum ihrer Gewächshäuser. Sie ist es auch, welche in Paris die Mode aufgebracht hat, beim Coiffon elegante Kämmen, kostbare Fächer, Notizbücher und Nippfachen aller Art vertheilen zu lassen, welche die Tänzerinnen und Tänzer als Andenken mit sich nehmen. Man kann diese Neuerung, welche in anderen Häusern vielfach nachgeahmt wird, ja allerdings etwas — fast möchte ich sagen, prophanhaft finden, indessen gefällt sie.

Wir haben es hier übrigens auch mit einer jener Ehen zu thun, welche der Kategorie der sogenannten Vernunfttheurath angehört. Die Prinzessin von Sagan, deren Monstre-Feste mit ihren Thierkostümen und anderen Extravaganzen von der gesammten Reporterwelt geschildert und gefeiert werden, lebt bekanntlich getrennt von ihrem Gatten. Da dieses Verhältniß von den Pariser Blättern ohne jede Götze besprochen wird, — ebenfalls bezeichnend für die Verhältnisse Seine-Babels! — so begehre ich keine Indiscretion, wenn ich es erwähne und übrigens nur deshalb kurz erwähne, weil es sich hier um ein typisches Beispiel für die so zahlreichen unglücklichen Ehen in der vornehmen Pariser Gesellschaft handelt. Ein Dichter aber, der es zum Vorwurf für sein Drama oder seinen Roman wählen würde, brauchte nicht lange nach einem Titel zu suchen. Dieser lautet: „Gold und Wappen!“ oder, wie der Franzose sagt: „Die Vergoldung des Wappens“.

Eugen von Jagow.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Lotterie-Schwefeln.** Von Josef Gisela. Siehe das Bild, Seite 1. — Das Lotterie-Spiel gehört zu den Uebeln, die man duldet, um schlimmere zu verhüten, und weil man das Nützliche, welches es im Gefolge hat, nicht entbehren mag. Das Nützliche sind die Einnahmen, welche die Staats-Lotterien dem Staats-Säckel zuführen, ohne daß des Staates getreue Unterthanen diesen beträchtlichen Abfluß aus ihrem Privat-Vermögen in den Besitz des Staates als eine Steuer empfinden. Das Schlimmere aber, das man verhüten möchte, ist das Hazardspiel, denn die Neigung der meisten Menschen, „dem Glücke die Hand zu bieten“, ist eine so starke, daß man glaubte, ihr ein geleglich geregeltes und controlirtes Ventü öffnen zu müssen. Wir haben daher die Klassen-Lotterie, andere Länder das Zahlen-Lotto als staatlich organisiertes Glücksspiel, und so groß ist die Lust der meisten Menschen, schnell reich zu werden, daß sie das Spiel in der Lotterie nicht verschmähen, trotzdem sie wissen, daß sie diesen Wunsch auf diesem Wege am unwahrscheinlichsten in Erfüllung gehen sehen werden. Welches von beiden Systemen, die Klassen-Lotterie oder das Zahlen-Lotto, dem Spieler größere Chancen bietet, mag hier unerörtert bleiben; im Allgemeinen behält jedenfalls das Sprichwort Recht, wenn es behauptet, daß noch Niemand durch das Spiel reich geworden ist. Dem Zahlen-Lotto aber sagt man nach, daß es den Eifer am Spiel besonders fördere und daß es den allerkräftigsten Aberglauben im Gefolge habe. Es mag ja etwas Wahres daran sein, denn während jemand, der sich einbildet, auf eine bestimmte Zahl gewinnen zu müssen, keine Möglichkeit hat, sich in der Klassen-Lotterie ein Loos mit dieser Nummer zu beschaffen, kann er im Zahlen-Lotto jeden Augenblick die Zahl spielen, die ihm glückverheißend scheint. Aus diesem Grunde, d. h. weil man behauptet, das weibliche Geschlecht sei dem Aberglauben besonders zugänglich, will man auch beobachtet haben, daß in Ländern mit Zahlen-Lotto dieses sich besonders eifrig am Spiel betheilige, und solche eifrige Spielerinnen sind dort unter dem Namen Lotterie-Schwefeln bekannt. Die Zahl, die ihnen im Traume erschienen ist, die Nummer des Falters, den sie auf der Straße mit einem anderen carambolieren haben, das Mehr, um das der Bäcker die Semmeln aufgeschlagen hat, erscheint ihnen als ein Fingerzeig, mit welcher Zahl sie ihr Glück machen können. Und sie gehen hin und legen ihr sauer erspartes und erarbeitetes Geld für eine Hoffnung auf den Tisch, an der sie bis zum nächsten Ziehungstage ihre Freude haben. Die Enttäuschung, welche dann nicht auszuweichen pflegt, läßt sich ja vermeiden. Man sollte nicht zu sehr von oben auf diese hoffnungsreichen Lotterie-Schwefeln herabbliden, denn in Illusionen leben und von Illusionen zehren wir Alle.

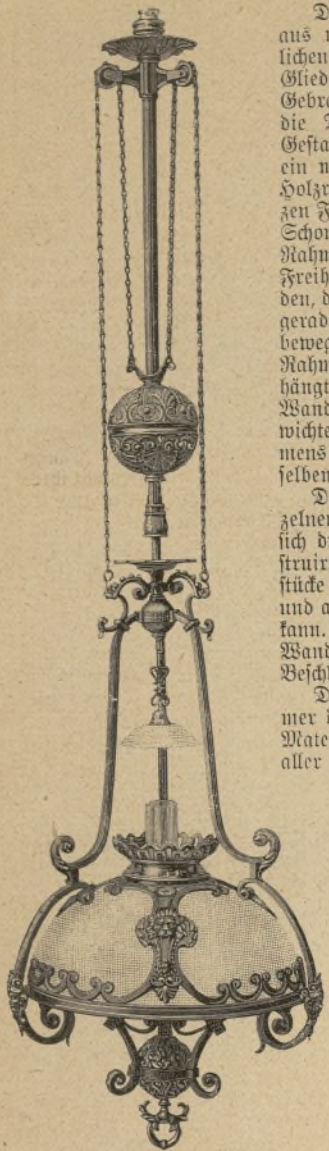
**Erreichte Nachricht.** Von W. von Czackorski. Siehe das Bild, Seite 5. — Ein Brief, der zwei Mädchenherzen zugleich glücklich macht, die Empfängerin selbst und ihre blonde Freundin, zu der die erstere sofort geeilt ist, um ihr die gute Nachricht vorzulesen. Denn eine gute Nachricht muß er enthalten; das sieht man den beiden schönen Mädchenköpfen an. Welcher Art diese Nachricht sein mag? Jeder mit Phantasie Begabte wird sich seinen eigenen Roman zurecht machen und ihn dem Bilde unterlegen; da jede Frau Phantasie hat, so wäre es überflüssig, den freundlichen Leserinnen darin vorzugreifen.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

**Spanische Wände und Ofenschirme.** — Unter allen Gebilden des Kunstgewerbes ist keines, das der Phantasie ein so freies Spiel gewähren könnte, als die spanischen Wände und Ofenschirme. Es giebt kaum ein Werkmateriale, welches nicht an ihnen Verwendung fände: fingerdickes Schmiedeeisen und luftiges Seidengewebe, Eichenholz und Vogelfedern, Drahtgeflecht und Papier, Gobelin und Sackleinwand, Bronze und Rattan, kurz alle Abstufungen vom Theuersten zum Wohlfeilsten, vom Solidesten zum Vergänglichsten sind in diesen losen Wänden vertreten.





Hängelampe

in Messing. Nach einem Entwurf des Architekten Balmhuber in Stuttgart ausgeführt von Paul Stög, Kunstgewerbliche Werkstätte in Stuttgart. Aufgehoben 155 Cent. hoch, ausgezogen 170 Cent. hoch; Durchmesser 45 Cent.

Auch Papier ist für Dilettanten-Arbeiten zur Füllung der Holz-

Die spanischen Wände pflegen aus mehreren, in Angeln beweglichen Gliedern zu bestehen. Diese Gliederung ist nicht nur für den Gebrauch bequem, sie erleichtert auch die Decoration. Typisch für die Gestaltung der spanischen Wand ist ein mit einem Ornament gekrönter Holzrahmen, welcher unten von kurzen Füßchen getragen werden kann. Schon in der Ausstattung dieser Rahmen hat die Phantasie sehr viel Freiheit und ist nur daran gebunden, daß die Rahmen an den Seiten gerade sind, um sich in den Angeln bewegen zu können. Ob man die Rahmen schwerer oder leichter macht, hängt von der Bestimmung der Wand ab; nur muß mit dem Gewichte und der Solidität des Rahmens dann auch die Füllung desselben harmoniren.

Die Angeln, in welchen die einzelnen Stücke der spanischen Wand sich drehen, sollten immer so construirt sein, daß man die Wandstücke nach beiden Seiten hin drehen und auch vollständig zusammenlegen kann. Bei nur einseitig drehbaren Wandstücken ist gegen einen zierlichen Beschlag nichts einzuwenden.

Die Hauptfrage ist natürlich immer die Füllung des Rahmens. An Material stehen hierfür Gewebstoffe aller Art, Papier, dünnes Holz und Blech zur Verfügung. Und alles das kann in der mannigfachsten Weise combinirt und decorirt werden.

Wählt man zur Rahmenfüllung gemusterte Stoffe, so dürfen dieselben die lebhaftesten Farben, die reichsten Muster aufweisen. Wenn irgendwo das Groteske eine Berechtigung hat, so ist es hier. Wohlfeile Stoffe können durch eingestrichene oder aufgenähte Verzierungen zur Wirkung des Kostbaren gehoben werden. Ein Uebergang von der Stofffüllung zum Holzrahmen durch irgend eine Verdünnung muß immer hergestellt werden.

Auch Papier



Weinfühler oder Jardiniere

in patinirtem Kupfer mit Schmiedeeisen. Aus dem Magazin für Berliner Kunstgewerbe (H. Hirschwald) in Berlin, Unter den Einden 54. In verschiedenen Größen gefertigt.

rahmen höchst verwendbar. Die heutige Tapeten-Fabrikation liefert so prächtige Sachen, daß durch sie allein schon die Erfindungs- und Combination im reichsten Maße angeregt wird.

Ein besonders dankbares Feld aber bietet die spanische Wand der dilettantischen Malerei. Macht man doch an ihren künstlerischen Schmuck bei weitem nicht die Ansprüche, wie an das Staffelei-Bild. Auf einer spanischen Wand kann und soll die Phantasie des Malers in der ausgelassensten Weise thätig sein, ihre muthwilligsten Launen entfalten. Glänzendes Ebenholzschwarz, Gold und Silber sind hier als Untergrund vollenberechtigt; alle Farben, die in der Natur niemals zum Vorschein kommen, dürfen hier prunkten und schillern, das Unmögliche darf sich zeigen: Blumen, aus welchen verwundene Prinzessinnen herauswachsen, Ribellen, auf welchen Däumlinge reiten, wolkenbüchseartige Silberhirsche und submarin Korallen-Landschaften, goldene Spinnweben und japanische Drachen. Kurz, was die Kinderstube für die märchenverwirklichte Poesie, das ist spanische Wand und Ofenschirm für die Malerei.

Eine charakteristische Eigenthümlichkeit liegt darin, daß die spanische Wand immer als ein Versteck erscheint. Sie kann ja nicht

nur technisch, nicht aber künstlerisch von der spanischen Wand. Technisch hauptsächlich dadurch, daß er eigentlich immer aus unverbrennlichem Materiale sein sollte, ein Grundfaß, gegen welchen freilich in der Hälfte aller Fälle gesündigt wird. Ein eiserner Ofen wenigstens sollte nur wieder mit einem metallenen Ofenschirm umgeben werden. Bei Porzellan-Ofen ist die Feuergefährlichkeit eines Schirmes mit Holzrahmen und Stofffüllung weniger bedenklich. Für Dilettanten-Hände ist freilich Metall ein sprödes Material; indessen mag hier doch erwähnt werden, daß es eine Art der Metall-Technik giebt, welche auch ohne Schmiedefeuer und bei verhältnißmäßig geringer Uebung dem Dilettanten Gelegenheit bietet, größere Flächen zu decoriren: das Drahtgeflecht. Außer diesem hält aber auch Velfarbe einen respectablen Wärmegrad aus; zur Decoration von blechernen Ofenschirmen dürften insbesondere Bronze- und Kupferfarben auf schwarzem Lackgrunde empfohlen werden.

M. Haushofer.



Berlin. — Wie alljährlich, so hatte der Verein der Berliner Künstlerinnen auch diesmal einen Weihnachts-Bazar veranstaltet. Die eingefandten Gegenstände waren ebenso zahlreich



Berliner Gesellschafts-Toiletten. — Siehe Seite 8.



wie die künstlerischen Ideen neu und originell. Mit dem unscheinbarsten Material wurden oft die köstlichsten Wirkungen erzielt. Auf all die reizenden Säckelchen, wie Bleistift- und Federzeichnungen, Brand- und Delmalereien auf Buchdeckeln, Taschenbüchern, Schiefertafeln als Speisefarten, Paletten als Kalender u. s. w. einzugehen, möchte zu weit führen. Genügend, uns auf das durch Technik und Ausführung Hervorragende zu beschränken, seien zunächst die verschiedenen kleinen Möbel und Platten mit vorzüglicher Malerei von Clara Lobedan erwähnt, denen ein im Feuer gehärteter Lacküberzug außer der Dauerhaftigkeit besonderen Reiz verlieh. Unter den geätzten Metallplatten bemerkten wir eine äußerst gelungene von H. Vehnert auf dem Deckel einer Photographien-Mappe. Eine Aehnlichkeit bildeten die zunächst geätzten, dann patinierten und schließlich mit verschiedenen Bronzefarben gemalten Metallplatten, wie sie einem stilvollen Schranke und einem Densschirm von M. Schütz als Schmuck dienten. Auf dem Gebiet der Licht- und Densschirme waren überhaupt bedeutende Leistungen zu verzeichnen, so von der rühmlichst bekannten Blumenmalerin Hornmuth-Kallmorgen, von H. Jaerfen und M. Kirschner, welche Letztere in origineller Weise chinesische Kreppbilder auf Vast aufgenäht hatte. Höchst interessante Versuche auf dem Gebiete der Kachel-Decoration lieferte M. v. Olfers, deren Platten ein kunstvoller Töpfer in Ostpreußen braunte. Von ihrer vielseitigen Begabung legten sie ihre berühmten liebreizenden Kindergestalten zwanglos einfügte. Einen ersten Platz in der Zähermalerei behaupteten die hochpoetischen Arbeiten von Luise Vegas-Parmenier. Ein ganzer Blütenfrühling war hier über Geze, dort über Seide ausgebreitet. Vorzüglich wirkte eine von Th. Landien angefertigte Suberporte, welche Früchte und Vögel auf naturbraunem Holze darstellte. Schließlich seien noch die Emailen von E. Kuthmer erwähnt, deren vollendete Technik sich des größten Beifalles erfreute.

**Paris.** — Vor Kurzem ist hier die Herzogin von Galliera gestorben. Die Heimgegangene hat ihren Namen durch Gründung zahlreicher Wohltätigkeits-Anstalten und Museen in Frankreich und Italien bekannt gemacht; sie opferte für die Anstalten ungefähr 90 Millionen Francs.

**Petersburg.** — Die Hochzeit des Großfürsten Paul und der Prinzessin Alexandra von Griechenland wird auf Anordnung des Kaisers von Rußland und des Königs von Griechenland erst im October 1889 gefeiert werden. Der Großfürst wird dann zum Kaiser-Oberst ernannt werden. Das junge Paar soll in Zarstoe-Selo residieren.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Berliner Gesellschafts-Toiletten.

Siehe die Abbildung, Seite 7.

Gesellschaften und Bälle bilden die Signatur des neu beginnenden Jahres; die erste Sorge der eleganten Frau gilt daher der Toilette, welche allen Ansprüchen der Mode und des feinen Geschmackes genügen soll. Neben den Formen aus der Zeit des Kaiserreiches und des Directoriums macht sich die Prinzessprobe wieder geltend, und für sie bieten glatte, damastirte, gestreifte und im Pompadour-Geschmack mit großen Blumen überladene Seidentoffe eine reiche Auswahl dar. Der Jugend, welche den Gürteltaillen huldigt und zu glatten Röcken die mannigfaltigsten Schärpen-Arrangements trägt, stehen außer feinem Woll-Muffeln die düstigten Gewebe zur Verfügung: glatter, oft vierfach über einander geordneter, sowie gemusteter Tüll, welcher entweder winzige Muscheln oder einen Perlenkranz, sowie eingewebte Blümchen aus Gold-, Silber- oder Kupferfaden zeigt; ferner Seidengaze, durch eingewebte Muscheln oder mit der Maschine eingestrichene Ranken gemustert, von schmalen gleichfarbigen oder gegen den zarten Grund absteichenden Streifen durchzogen. Die Blumenmuster der Blondentülls sind durch gerade Streifen in Größe der Chine-Gewebe oder durch Reihen großer Muscheln unterbrochen, welche bei den einfach eingereichten Röcken eine reizvolle Wirkung hervorbringen. Während Spitzen als Garnitur in den Hintergrund treten, nehmen Bänder deren frühere Stelle ein; ersetzen sie doch selbst das Laubwerk der Blumenzweige, welche die Stoff-Fülle zusammenfassen oder, durch Tüllwolken leicht verschleiert, den Ausschnitt der Taille umgeben. Wasserblau und mattes Rosa sind die Lieblingsfarben der Jugend, während Nilgrün, sowie ein kräftiges Theegrün und zartes Vio (mauve) von Damen reiferen Alters begünstigt werden. Selten auch gelbe Blumen als von der Mode bevorzugt, so sind doch andersfarbige nicht minder gern gesehen; häufig finden sie sich mit Fibern und Reibern vereinigt und verzichten dann völlig auf Laub, welches wiederum allein, besonders aus Sammet gefertigt, Haar und Kleider schmückt. Die Haartracht, sowie deren Garnituren zeigen das Bestreben, zu niedrigen, kleidsamen Formen zurückzukehren; auch die langen Locken finden wieder Gnade, und die Stirn wird mehr und mehr von dem verdeckenden Haar-Gesamtflecht befreit. Was die Garnituren, wie Band-Kosetten, Blumen oder Federstüpf, betrifft, so sind sie meist rund und ziemlich flach gehalten, sodass sie die Frisur nur um ein Geringes überragen.

Ein alter Bekannter, der weiße, auch mit Spitzenfäden verzierte Glace-Handschuh, macht seine früheren Rechte in diesem Jahre wieder energisch geltend; doch dürfte es ihm kaum gelingen, weder den seidenen Handschuh mit durchbrochener Manschette, noch den schwedischen Handschuh gänzlich zu verdrängen.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Punsch-Recepte.

**Polnischer Königspunsch.** 1 Kilo Zucker, an welchem man das Gelbe von einer Apfelsine und einer Citrone abgerieben hatte, wird mit 1 1/2 Liter Wasser zu karem, dünnem Syrup gekocht und durch ein Haartuch gegossen. Sodann giebt man den Saft von 3 Apfelsinen und einer Citrone, wie auch 4 Eßlöffel eingedickten Ananas-Saft, ferner 1 Flasche Chablis, 1 Flasche guten Rheinwein und 1 Flasche Burgunder dazu, läßt dies Alles, fest zugedeckt, ohne daß es kocht, recht heiß werden und brennt hierauf 1 Flasche vom besten Rum über einem Stück Zucker darin ab. Ist dies geschehen, so giebt man 1 Flasche Champagner dazu und servirt den Punsch sofort. — Das Abbrennen des Rums geschieht folgendermaßen: Man legt ein in Rum getauchtes Stück Zucker in einen sehr sauberen, am besten neuen Eßlöffel von Blech, hält diesen über den Punsch und zündet den Zucker mit einem brennenden Fohbus an. Sobald der Zucker brennt, giebt man langsam immer neuen Rum dazu, welcher dann brennend aus dem Löffel in den Punsch überläuft, bis das vorgegebene Quantum verbraucht ist.

**Feiner holländischer Punsch.** Die blätthendünne abgeschälte Schale einer Citrone, ein ganz kleines Stückchen Vanille und 1 Kilo weißen Mandel-Zucker übergiebt man mit 2 Liter kochend heißem, schwachem Thee und läßt den Zucker sich darin auflösen.

Sodann giebt man 3 Flaschen Mosel- und 1 Flasche Rheinwein dazu, erhitze Alles, ohne es kochen zu lassen, über dem Feuer und läßt hierauf 1 Liter echten, alten Rum über einem Stück Zucker brennend darin ablaufen. Citronenschale und Vanille werden schon vorher, wenn sie ihr Aroma genugsam dem Punsch mitgetheilt haben, daraus entfernt.

**Kalter Punsch.** In 1 1/2 Liter kaltem Wasser läßt man 1 Kilo in Stücke geschlagenen Zucker zergehen, giebt dann 1 Flasche Portwein, 1 Flasche sehr guten Bordeaux, 3 Flaschen verschiedenen Weißweins, 1/2 Flasche Cognac, 3 Gläschen Maraschino und 1 Flasche Champagner dazu, verrührt Alles gut und läßt es zugedeckt eine Stunde lang an einem kühlen Orte stehen. Es ist zu empfehlen, den Champagner erst im Augenblicke des Servirens in den Punsch zu gießen.

D. L. W.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

**Kannenträger.** — Ich habe in der Blumen-Ausstellung in Charlottenburg zum ersten Mal eine Gruppe von Kannenträgern gesehen. Ist es möglich, diese interessanten Pflanzen im Zimmer zu halten?

F. S. in Steglitz.

**Frühe Weintrauben.** — Die schlechte Weinernte in diesem Jahr legt den Wunsch nahe, nur Frühtrauben zu ziehen. Welche Sorten sind besonders empfehlenswerth?

P. Farrhaus in der Altmark.

### Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitengaben hinter den Schlagworten hin.)

**Camelien (XV, Nr. 41, Beiblatt).** — Das Abfallen der Knospen kann verschiedene Ursachen haben. Oft ist es die Folge von mangelhaftem oder unregelmäßigem Gießen; meist aber trägt ein plötzlicher Temperaturwechsel, auch ein großer Wärme-Unterschied zwischen Tag und Nacht und eine Veränderung des Standortes die Schuld, wenn die Camelia ihre Knospen, mitunter sogar ihre Blätter abwirft. Nur schwer und allmählich gewöhnen sich die Pflanzen, die in den Wäldern Japans einheimisch sind, an trockene Stubenwärme; dennoch gelingt es bei richtiger Behandlung, sie auch im Zimmer zur Blüthe zu bringen. Dagegen werfen blühende Exemplare meist ihre noch nicht erschlossenen Knospen ab, denn sie können den Wechsel des Standortes und die veränderten Wärmeverhältnisse nicht ertragen. Am geratheften ist es, derartige Pflanzen in ein kühles Zimmer zu stellen, den Unterfah stets mit etwas Wasser angefüllt zu halten und über Nacht ein feuchtes Tuch über Blätter und Blüthen zu breiten. Bei den schon an's Zimmer gewöhnten Pflanzen läuft man weniger Gefahr, daß sie ihre Blüthen nicht zur Entfaltung bringen. Man muß nur, wenn die Knospen schwellen, sehr reichlich gießen, so daß der Ballen nie austrocknet, sondern stets feucht erhalten bleibt. Ein gelegentlicher Düngeratz von sehr verdünnter Holzaschenlauge oder Guano trägt wesentlich zur Entwicklung der Blüthen bei.

G. M. in Sorau.

**Blau Hortensien (XV, 136).** — Blau blühende Hortensien erzielt man dadurch, daß man Laun in die Erde giebt, in welcher die Pflanze steht. Im Uebrigen verweisen wir auf Nr. 41 vom vorigen Jahre, in welcher wir über die Behandlung der Hortensien nähere Ausführungen gebracht haben.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

**Geräucherten Schinken milder zu machen.** — Wie kann man geräucherten Schinken, der beim Pökeln zu scharf gesalzen wurde, im Geschmack milder machen? Tagelanges Wässern erwies sich als erfolglos.

Frau Rittergutsbesitzer A. G. in J.

### Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitengaben hinter den Schlagworten hin.)

**Miesmuscheln (XV, 160).** — Ein fester Preis für Miesmuscheln läßt sich nicht angeben, da derselbe Schwankungen unterworfen ist; meist kostet das Schock 1 M. 50 Pf. Die Muscheln sind in allen Fisch- und Delicatess-Handlungen vorrätig.

**Wäsche-Mangeln (XV, 160).** — Die einzig vollkommenen ausreichen Wäsche-Mangeln, die ein Plätten der Wäsche überflüssig machen, sind die großen englischen Drehrollen.

**Bezugsquellen:** Ball- und Gesellschafts-Toiletten, Seite 7: J. Landauer, NW, Unter den Linden 67; — A. Lüder, W. Friedrichstr. 60; J. A. Beeke, W. Leipzigerstr. 87. — Ballkolumnen, Seite 7: B. Leuchtmann, W. Leipzigerstr. 88.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Extra-Blatt, ein farbiges Musterblatt für künstlerische Handarbeiten und ein Modenbild.

Das erste Quartal des neuen Jahrganges eröffnen wir mit einer gemüthvollen und spannenden Novelle von Hermann Heiberg „Ira von Pogwisch“. Außerdem liegen uns noch folgende vortreffliche Erzählungen, Skizzen und Plaudereien vor: „Kapitain Massa“ von Richard Vos; „Der letzte Gast“ von A. von der Elbe; „Die wandernde Psyche“ von Paul von Szczeplanski; „Eine homöopathische Kur“ von C. Biller; „Der goldene Schleier“ von Elise Polko; „Die Zwillinge“ von Frida Schanz; „Der Schatz von Kiddens'oe“ von W. Bartels; „Aus deutschen Welsenschlössern“ von E. Vely; „Wie einst im Mai“ von J. Boy-Ed; „Weißes Haar“ von Helene Pichler; „Im Schilf“ von G. P. Heims; „Böse Zungen“ von Eufemia Gräfin Ballestrem; „Meine Bedienung“ von Georg Malkowski; „Durch Nacht zum Licht“ von A. Trinius und weitere Arbeiten von Heinrich Seidel, Moriz von Reichenbach, Marie von Ebner-Eschenbach, M. Kirschner, Jakob von Falke, Helene von Goekendorff-Grabowski, Adalbert Meinhardt, Fedor von Jobeltitz, A. von Gersdorf, E. von Wald-Jedtwig, José von Schneider-Arno, Ilse Frapan, Hanns von Spielberg u. A. Viele der angeführten Novellen und Skizzen werden von künstlerisch ausgeführten Illustrationen begleitet werden. Dem für die Bedürfnisse des Hauses und der Familie bestimmten Rubrikentheile werden wir nach wie vor eine besondere Sorgfalt angedeihen lassen.